Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 29 | Bremen-Berlin, den 15. Juli. | 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Wohin sollen wir gehen? Von Carl Lamb. — Das Wunder von Kana. III. Von Dr. J. Kreyenbühl. — „Christliche" Theologie und freier Protestantismus. I. Von Fr. Lipsius. — Die feststehenden Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Von Gebhardt. — Etwas vom Altar. Von Anna Graue. — Der Brand des Doms in Fulda. Von Ei. — Vom Büchertisch.

Wohin sollen wir gehen?

Joh. 6, 68.

Ein starkes Gefühl der Nichtbefriedigung mit der gegenwärtigen Kultur geht durch die Menschheit. Die Kulturarbeit hat ihr das nicht gebracht, was sie von ihr erhofft. Wohl hat sie die menschlichen Kräfte entfaltet, wohl hat sie mehr und mehr die Welt dem Menschen unterworfen und Glanz und Reichtum in sein Leben geleitet, — aber alle diese glänzenden Erfolge, alle Größe der Leistung haben dem **inneren** Menschen **nicht** die ersehnte Befriedigung seines brennenden Durstes nach Leben gebracht, nicht die erhoffte Stillung seines heißen Glücksverlangens. Wir empfinden diese Kultur als zu wenig durchgreifend bis zur Wurzel unseres Wesens, als unfähig, dem Dasein einen tieferen Sinn und Gehalt zu geben und die Gemüter mit jener großen Liebe zu erfüllen, die über alle Not und Enge hinaushebt. Wir verlangen nach einem Wert des Lebens und einer Bedeutung unseres Tuns. Es ist dies mehr als ein selbstisches Begehren, mehr als ein egoistisches Glücksverlangen, — es steht dahinter ein tieferer Lebensdrang, der danach strebt, mit elementarer Gewalt niederzuwerfen, was sich ihm entgegenstellt und sich seine Bahn zu schaffen. Mit alter Macht erwachen die ewigen Probleme, die die ganze Geschichte der Menschheitsentwicklung begleiten. Es ist die Frage nach dem Woher und Wohin, nach Notwendigkeit und Freiheit, nach dem Sinne des Lebens überhaupt. Aus dem ungestillten Verlangen, aus dem schmerzensreichen Kampfe zerrissener Herzen erhebt sich — nicht als leeres Gerede, sondern als ein Ausdruck ernstlichen Ringens die Frage: „Wohin sollen wir gehen?" —

„Wohin sollen wir gehen?" Etwa zu der Wissenschaft in unserer Zeit, die abgewandt den ewigen Idealen in den Tiefen der Materie gräbt, die bei allen glänzenden Erfolgen uns keine Lösung der Fragen zu geben vermag, die dem Menschenherzen die wichtigsten sind? — — Oder sollen wir hingehen zu der Kunst, die auch in ihren besseren und besten Schöpfungen „uns wohl das Ewige im bunten Abglanz der Regenbogenfarben zu zeigen, aber seine Sonnenwärme, seine Lebensglut uns nicht in die Seele zu hauchen vermag", zu der Kunst, die nach des Dichters Wort das Leben wohl zu begleiten, aber nicht zu leiten im stande ist? — Oder sollen wir hingehen zur Arbeit und die Anweisung Voltaires befolgen: „Travaillons sans raisonner!" — Aber das ist es ja eben, woran wir leiden, daß diese Arbeit uns nicht wahrhaft zu befriedigen vermag. — —

Die christliche Religion allein ist es, welche unser Verlangen nach einem tieferen, volleren Leben, nach einer wesenhafteren Wahrheit zu stillen vermag. Über alle Weisheit der Welt, über allen Zauber der Schönheit, gehen die Worte Jesu, weil sie „Worte des ewigen Lebens" sind. Sie sind auch heute noch unveraltet und lebenskräftig, noch heute vermögen sie das Ewigkeitsverlangen unserer Seele zu stillen. Sie lösen uns unseres Daseins Rätsel, sie zünden uns das Licht unserer ewigen Bestimmung an, Kinder des himmlischen Vaters zu werden, sie lehren uns, unseren Lauf empor zu richten, aufwärts zu ihm. Sie bringen Sinn und Gehalt in unser Leben. Wie sollten wir da nicht mit Petrus sprechen:

„Herr, wohin sollten wir gehen?
Du hast Worte des ewigen Lebens!" — —

Carl Lamb.

Das Wunder von Kana.

Ein Beitrag zur biblischen Wunderfrage.

III.

Eine der einfachsten und durchsichtigsten Kompositionen, über deren Sinn und Gehalt nach den allgemeinen Gesichtspunkten unter Urteilsfähigen kein Streit bestehen kann, ist das sogenannte Wunder von Kana. Es ist längst eingesehen, daß der Verfasser hier im Anschlusse an synoptische Worte vom neuen Wein, von neuen Schläuchen, von alten Schläuchen, vom alten Wein u. dgl. die religionsgeschichtliche Wahrheit ausgedrückt hat, daß der christliche Geist mit seiner Kraft und Fülle an die Stelle der jüdischen Religion getreten ist, die keine Lebenskraft mehr besitzt und daher zur Abnahme und zum Verschwinden bestimmt ist. Es fehlt aber bis jetzt immer noch an der Erklärung der Komposition in ihren Einzelheiten, an dem Nachweise, daß alle einzelnen Züge der Lehrdichtung der Veranschaulichung dieses Grundgedankens dienstbar gemacht sind. So lange dieser Nachweis nicht geleistet ist, kann man es wenigstens verständlich finden, wenn die Verteidiger des echten und apostolischen Evangeliums sich zum Beweise dafür, daß der Verfasser auch hier ein Wunder im strengen Sinne erzählen wolle, auf den „Reichtum an Besonderheiten" berufen, welcher der Erzählung den Stempel der historischen Wahrheit aufdrücke. Der Evangelist, sagen uns der Jesuit Knabenbauer und der Protestant Leenmans mit übereinstimmender Befriedigung, kenne die Tischgenossen der Hochzeit zu Kana, die Mutter Jesu und die Schüler, unter denen er sich selbst

befand. Es sei ja überhaupt merkwürdig, wie genau der Verfasser sich in der Geschichte Jesu unterrichtet erweist. „Er weiß, daß Nikodemus zur Nachtzeit zu Jesus kam, daß Jesus mit der Samariterin um die sechste Stunde sprach; er kennt den Knaben mit den fünf Gerstenbroten und den zwei Fischen, den Abstand von 25—30 Stadien beim Wandeln Jesu auf dem See. Bei der Heilung des Blindgeborenen weiß er, daß Jesus ausgespuckt hat und daß die Heilung an einem Sabbat erfolgt ist. Der Umstand, daß Judas in der Nacht das letzte Mahl verließ, spricht ebenso für geschichtliche Kunde, wie das Wort: Laßt uns gehen (14, 31). Der Verfasser kennt die Fackeln und Laternen bei der Gefangennahme Jesu, er weiß, daß es kalt war, als Petrus sich am Feuer wärmte. Er kennt den Namen des Malchus, dem Petrus das rechte Ohr abgehauen hat. Die Verhandlungen vor Hannas, Kaiapha und Pilatus sind voll Wahrheit und Leben." Die guten Leute, die sich an der Fülle dieser Besonderheiten der „johanneischen" Erzählung ergötzen, vergessen dabei nur die Kleinigkeit, daß es ganz darauf ankommt, ob diese Züge geschichtlich, oder ob sie erdichtet sind, ob sie einen buchstäblichen oder einen allegorischen Sinn haben. Der „Reichtum an Besonderheiten" beweist absolut nichts für ihre Geschichtlichkeit. Jede gute Dichtung enthält eine Unmasse von anschaulichen Szenen und von den mannigfachsten Details, ohne deshalb Geschichte zu sein. In jedem Roman, besonders in einem geschichtlichen Roman, oder in jedem Drama, besonders in dem geschichtlichen Drama, ist eine Fülle von anschaulicher Realität enthalten, ohne daß deshalb der Roman oder das Drama im strengen Sinne als geschichtlich bezeichnet werden könnte. Die dichterische Kunst der Schilderung, der Darstellung, der Vergegenwärtigung, der Ausmalung historischer oder psychologischer Geschehnisse darf in keiner Weise hinter der Kunst des Geschichtsschreibers oder des Psychologen zurückstehen, und doch wird kein Mensch von dem Dichter verlangen, daß er aktenmäßige Geschichte schreibe. Diese einfache Tatsache haben die Freunde des apostolischen Evangeliums in großer Naivität übersehen. Der Verfasser komponiert seine Wunder als Dichter, als Denker, als Allegoriker, als ein Schriftsteller, der die bei Philo und Paulus und in den gnostischen Kreisen geübte Kunst des Allegorisierens, man darf wohl sagen bis ins Extrem und öfters bis an die Grenzen eines guten Geschmacks getrieben hat.

Das Kana-Wunder ist in Hinsicht auf die allegorische Darstellung noch eines seiner besseren Stücke, weil die einzelnen Bestandteile der Lehrdichtung aus dem Grundgedanken heraus ziemlich leicht zu verstehen sind, wir also keinen Anlaß haben, uns über die Kenntnis der geschichtlichen Einzelheiten zu verwundern, die der Apostel Johannes in dieser Erzählung an den Tag legen soll.

Da allen Wundererzählungen des vierten Evangeliums die persönlichen Erfahrungen des religiösen Lebens seines Verfassers zu grunde liegen, so kann der Sinn und die Tendenz einer jeden dieser Erzählungen mit einem einzigen Begriffe (unter Umständen auch mit einer begrifflichen Antithese) bezeichnet und dieser Begriff dem betreffenden Abschnitte gleichsam als Titel oder Überschrift vorangestellt werden. Der Titel des Kana-Wunders würde demgemäß lauten: Das Christentum als Neuschöpfung des religiösen Geistes. Von diesem religiösen Symbol aus ergießt sich das Licht über alle Glieder der Komposition. Der Grundgedanke ist nicht neu. Der Verfasser fand ihn, von dem bekannten Worte von dem neuen Wein in neuen Schläuchen abgesehen, prägnant und kurz beim Apostel Paulus ausgesprochen, der im Galaterbrief (6, 15) das Werk Jesu als „neue Schöpfung" bezeichnet hat. Das Wort ist das Leitmotiv, das der Verfasser recht geschickt ausgesponnen hat. Hat er doch mit seiner Kunst Tausende und Tausende in dem Grade mystifiziert, daß sie ein Mirakel sehen, wo lediglich, gerade wie bei Paulus, ein religionsgeschichtliches Werturteil vorliegt. Paulus sagt: Nicht Vorhaut und nicht Beschneidung, sondern eine „neue Schöpfung". Unser Verfasser sagt: Kein Wasser mehr, sondern Wein, oder auch: Nichts mehr vom schlechten Wein; wir trinken guten Wein.

Der Wein tritt an Stelle des Wassers oder der gute Wein an Stelle des schlechten Weines bei Gelegenheit der Hochzeit. Die Ehe ist das dem Hebräer geläufige Bild der Religion, der Verbindung Gottes mit seinem Volke. In einer Parabel Jesu (Math. 22) wird das Reich Gottes der Hochzeit verglichen. Der Wein bedeutet also ein neues religiöses Verhältnis zwischen Gott und Mensch, der das alte religiöse Verhältnis, Wasser oder schlechter Wein genannt, ersetzen soll. Die Umwandlung von Wasser in Wein erfolgt am dritten Tag, denn der dritte Tag bedeutet die Umwandlung des Fleischlichen ins Geistige oder das ewige Leben (2, 29 ff.), das den Tod des Leibes überwindet. Der Hauptpunkt des neuen christlichen Geistes ist für den Verfasser des Evangeliums das ewige Leben, das hier schon, jetzt schon die Macht des Todes überwindet. Auch Kana in Galiläa ist Allegorie. Kana ist ein hebräisches Wort, das Schaffen oder Schöpfung heißt, also das Wort das Paulus hebräisch ausdrückt, und Galiläa ist im ganzen Evangelium (Kap. 21 hat damit nichts zu tun) die Bezeichnung der wahren, geistigen Heimat Jesu (4, 43—45), d. h. des Geistes des Verfassers und seiner Anhänger, während Judäa die dem Geiste Jesu feindlichen Gegner, die Mitglieder der Großkirche bedeutet. Die „Mutter Jesu" ist bei der Hochzeit anwesend, denn sie ist das Judentum, die „alte Schöpfung", welcher Jesus und seine Jünger auf der Hochzeit, d. i. in Sachen der Religion die „neue Schöpfung" gegenüberstellen. Der Leser des Evangeliums bemerke, daß in dieser Schrift die wirkliche Mutter Jesu niemals genannt wird. Daher vermeidet der Verfasser absichtlich den Namen Maria. Auch die Mutter neben dem Kreuze (19, 25) ist wie ihre Schwester und Maria Magdalena bloße Allegorie. Zu fragen, warum Joseph, der Vater Jesu, nicht anwesend war, ist naiv. Der Verfasser erzählt keine Geschichte Jesu und den Joseph konnte er in der Allegorie nicht brauchen.

Die „Mutter Jesu" weist auf den eingetretenen Weinmangel hin. Dem Verfasser, einem geborenen Juden mit angeborenem Mutterwitz und schlagfertiger Satiere, steht die Gabe ironischen Spottes in hohem Grade zu Gebote. Auch Jesus und Paulus haben nicht selten die Geißel des Spottes über ihre Gegner geschwungen. Die Abfertigung der Pharisäer durch Jesus ist voll souveränen Hohnes; selbst der vornehmen Priesterpartei sagt er ins Gesicht, daß sie die Schrift und die Kraft Gottes nicht versteht. Man hat bis jetzt überhaupt diesen wichtigen Zug im Charakterbild Jesu viel zu wenig beachtet, daß sein Kampf gegen Frömmelei und Pfafferei von einer mitleidslosen Schärfe gewesen ist, die zu allen Zeiten, von den Propheten bis auf die deutschen Reformatoren, ein Grundzug des religiösen Genius im Kampfe mit der Verpöbelung der Religion durch die Leiter und Führer des Volkes gewesen ist, die ein Interesse daran haben, daß dem Volke eine schlechte und dumme Religion erhalten bleibe. Wie Paulus den judenchristlichen Konkurrenten heimgeleuchtet und sogar den Petrus kahl und unverblümt einen Heuchler genannt hat, ist bekannt. Man darf solche großen, knorrigen und kantigen Charaktere einerseits nicht mit dem charakterlosen Höflichkeitsgesäusel unserer Tage messen, andererseits in ihrem schroffen Wesen nicht die Gereiztheit persönlicher Eitelkeit, sondern nur das Feuer sehen, das den gottentflammten Genius verzehrt. Ein Prophet ist kein Oberhofprediger und ein Bergstrom kein Parkteich, in dem Schwäne ihre ruhigen Kreise ziehen und der silberne Mond sich spiegelt.

So läßt auch unser Verfasser an unserer Stelle das Judentum sich selbst verurteilen mit den Worten: Sie, die Gäste des alten jüdischen Hochzeitsmahles, die Bekenner der alten Religion, haben keinen Wein mehr. „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." Der Wein echter, wahrer, lebenskräftiger Religion war dem Judentum ausgegangen, als Jesus erschien. Nach diesem Satze muß man zwischen den Zeilen lesen können, aber nicht die Aufforderung der Mutter Jesu an ihren Sohn, dem Weinmangel der Hochzeitsgäste auf natürliche oder übernatürliche Weise abzuhelfen, sondern die Auffassung der urchristlichen, judenchristlichen Richtung, das Auftreten Jesu bedeute nur eine

unwesentliche Modifikation des jüdischen Religionstypus, eine bloße innerjüdische Reform, wie sie ja die Propheten auch angestrebt hatten. Das ist ein sehr wichtiger Punkt, an dem über die Stellung des Christentums zum Judentum entschieden werden muß. Diese Frage in ihrer ganzen Ausdehnung hier zu beantworten, geht nicht an. Wir haben bloß anzugeben, wie sich unser Verfasser (v. 4) diese Stellung gedacht hat.

Das Wort, von Luther zutreffend übersetzt: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen — ist ungeheuerlich mißverstanden worden. Die wörtliche Deutung ist eine Rohheit, da Jesus so unmöglich zu seiner Mutter hat sprechen können. Wer in diesem Worte den göttlichen Wundertäter sieht, der die Einmischung der weiblichen Schwäche zurückweist, welche ihm hier auch in der Mutter gegenübersteht, macht Jesus zu einem ungezogenen Sohn; wer von weiblicher Schwäche fabelt, die Jesus zurückweist, vergißt, daß Jesus (nach der buchstäblichen Deutung) ein paar Minuten nachher der weiblichen Schwäche Rücksicht trägt und dem Weinmangel abhilft. Wer Jesus sagen läßt, er brauche die Mithülfe der Mutter zum Wundertun nicht, macht ihn zu einem Charlatan, denn nur ein solcher kann behaupten, Wasser in Wein zu verwandeln. Geradezu lächerlich ist es, zu sagen, Jesus habe gefühlt, der Moment zum ersten messianischen Machtwirken sei bei der mütterlichen Hinweisung auf das Bedürfnis noch nicht dagewesen, wohl aber schon ein paar Minuten später. Wie er dies fühlte, will der würdige H. A. W. Meyer nicht näher bestimmen. Daran tut er recht; denn ein Wunderwirken mit der Uhr in der Hand gehört zum Grotesk-Lächerlichsten, was es geben kann. Und dies Buch hat acht Auflagen erlebt und die neunte propagiert in der Hauptsache denselben Wust! Da begreift man schließlich, daß Nietzsches Antichrist und Häckels Welträtsel es zu gleich hohen oder noch höheren Auflagen bringen. Ein systematisch verdummter Geist ist in religiösen Dingen überhaupt nur noch zur Aufnahme von Fratzen fähig. Man kann nicht jahrhundertelang Dornsträucher pflanzen und dann sich wundern, daß sie weder Trauben noch Feigen tragen. Es ist ganz unlogisch, über den Antichrist und die Welträtsel zu lamentieren, wenn man selbst einem angeblichen Supranaturalismus huldigt, der in Wahrheit massiver Naturalismus ist. Man kann nicht die Religion des Geistes, des Lebens und der Kraft in Mirakeln, Sakramenten, Bibliolatrie und dogmatischen Systemen verleugnen und dann sich wundern, daß die Frucht solcher Saat in den Verneinungen der höchsten menschlichen Werte zutage tritt. Zwischen dem theologischen Supranaturalismus, der an fleischliche Zauberwunder glaubt, und dem naturalistischen Monismus, dem Gott und Natur identische Mächte sind, ist nur ein Unterschied in der Manier, nicht im Prinzip zu glauben. Beide sind Glaube an das Fleisch, Unglaube an den Geist.

Der Verfasser legt dem Judentum, ganz der Auffassung der urchristlichen Messianer gemäß, die Ansicht in den Mund, Jesus sei nur dazu gekommen, dem religiösen Mangel des Judentums (dem Mangel an Wein) abzuhelfen. Diese Auffassung erfährt durch den Mund Jesu die denkbar schärfste Zurückweisung: „Judentum, mit dir habe ich überhaupt nichts mehr zu schaffen.“ Ich bin nicht gekommen, das Judentum zu reformieren, sondern etwas Neues an seine Stelle zu setzen. „Meine Stunde“ ist nicht die Zeit des Urchristentums, das von Jesus eine bloße Modifikation des Judentums erwartet hat, sondern meine Stunde kommt später, wenn das Christentum als etwas völlig Neues, als ein neuer „Anfang der Zeichen“ d. i. der göttlichen Wirksamkeit erkannt ist.

Diese schroffe Ablehnung des Judentums und die schroffe Entgegenstellung des christlichen Geistes als eines Neuen ist für die Beurteilung des Geistes und Standpunktes, den der Verfasser des Evangeliums vertritt, von höchster Wichtigkeit. Der angebliche Judaismus des Verfassers, zu dessen Gunsten man immer wieder die schlechte Interpolation (4, 22): „Denn das Heil kommt von den Juden“ ins Feld führt, ist als Märchen erwiesen. Der Verfasser ist so unjüdisch als möglich gesinnt und beweist damit, daß sein Jesus, unter dessen Maske er spricht, nicht der historische Jesus ist. Denn, wenn es auch vollkommen wahr ist, daß Jesus nicht ein innerjüdischer Reformator, sondern der erste Prophet der Menschheitsreligion ist, so ist ebenfalls wahr, daß sich Jesus für seine Person noch nicht in dieser Schärfe vom Judentum abgelöst hatte, daß er zu ihm hätte sprechen können: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen.“ Selbst Paulus, der doch diese Ablösung durch die Verwerfung des Gesetzes um einen wichtigen Schritt vorwärts gebracht, ist doch in manchen wichtigen Punkten ein Jude geblieben und hat mit seinem jüdisch-rabbinischen Theologumena vom Messias, von der Rechtfertigung, von der Erlösung, Versöhnung durch den Opfertod Christi usw. die weltgeschichtliche Reform Jesu auf die Stufe eines Synkretismus herabgesetzt, aus dem die sogenannte christliche Kirche hervorgewachsen ist. Auch Paulus hätte das schroffe und unversöhnliche Wort nie gesprochen. Derjenige, der es unter der Maske Jesu gesprochen hat, gehört also einer viel späteren Zeit an: der Zeit der Gnosis, die in denkbar schärfster Form den Gegensatz des jüdischen und christlichen Geistes betont, und, wie wir vom religionsgeschichtlichen Standpunkt urteilen müssen, bisweilen auch zu stark betont und überspannt hat. So wie der Verfasser seinen „Jesus“ zu seiner „Mutter“ reden läßt, so haben die Gnostiker alle und so hat auch Marcion zum Judentum gesprochen: Weib wir haben mit dir nichts mehr zu schaffen. Das Alte Testament ist im besten Falle ein Schatten und Vorbild des künftigen (Hebräerbrief, Barnabasbrief, Ptolemäus an Flora); schärfer ausgedrückt ist es ein Werk des bloß gerechten Gottes, ja des bösen Schöpfers der Welt (Marcion, Simon, Valentin usw.). Darum ist die Übersetzung der Worte durch Weizsäcker: „Ist meine Sache deine Sache, Frau?“ viel zu schwach. Es muß bei der Übersetzung Luthers bleiben.

Jetzt erst, wenn wir wissen, daß nicht der historische Jesus zur historischen Mutter, sondern der Gnostiker des zweiten Jahrhunderts zum Judentum spricht, verstehen wir den Satz: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Diese Stunde ist nicht der Zeitpunkt, da Jesus durch ein Mirakel dem Weinmangel abhilft, nicht das öffentliche Auftreten als Messias, nicht die Stunde des vollen messianischen Kraftgefühls, sondern es ist, was kein Ausleger bemerkt hat, die Stunde, in welcher Jesus vor seinem Tode dem Lieblingsjünger seine Mutter übergibt, d. h. der Verfasser des Evangeliums sich selbst als den Erben des wahren Geistes Jesu erklärt. Daher 19, 27: Und von der Stunde an nahm sie (die Mutter) der Lieblingsjünger zu sich, d. h. nach dem Tode Jesu ist der Mystiker und Gnostiker des vierten Evangeliums, der Lieblingsjünger, der Erbe und Vollstrecker des Geistes Jesu, indem er die Mutter Jesu, alles jüdische Wesen, in die Eigentümlichkeit und in die Neuheit des christlichen Geistes verwandelt, damit die Ablösung des Neuen vom Alten vollzogen, den Anfang der Zeichen in der Mystik des „Evangeliums der Wahrheit“ vollendet hat. Der geschichtliche Jesus hat mit der Ablösung des neuen Religionstypus vom alten jüdischen Religionstypus den Anfang gemacht, der Verfasser des Evangeliums hat alles jüdische Wesen völlig abgetan und in die Eigentümlichkeit dessen verwandelt, der sich den Lieblingsjünger Jesu nennt. Die Leute, welche den geschichtlichen Jesus für einen Schlagbaum ansehen, der jede Entwicklung des christlichen Geistes hindert, mögen sich über diese Anmaßung des Lieblingsjüngers ärgern. Aber in Wahrheit hat er allein das Wesen des Christentums recht begriffen, das an keine Person, auch nicht an die Person Jesu, schlechthin gebunden ist, sondern eine unerschöpfliche Quelle des heroischen Geistes bedeutet, aus der alle christusförmigen Geister aller Zeiten schöpfen und ewig schöpfen werden.

Dr. J. Kreyenbühl.

„Christliche“ Theologie und freier Protestantismus.

I.

Im Herbst des vergangenen Jahres erschien mein Buch „Kritik der Theologischen Erkenntnis“. Bald darauf wurde dem Verfasser von mehreren Mitgliedern der Jenaer theol. Fakultät, voran durch den jetzigen Inhaber des Lehrstuhles für Dogmatik, der dringende Rat erteilt, zur Philosophie überzugehen. Ich stünde nicht mehr „auf dem Boden des historischen Christentums“, und so hege man schwere Bedenken gegen meine fernere Wirksamkeit im Rahmen eines Organismus, der dazu bestimmt sei, die künftigen Diener der christlichen Kirche auszubilden. Trotzdem mich die ehemaligen Kollegen meines Vaters, besonders mein hochverehrter väterlicher Freund D. Nippold zu halten suchten, zog ich es doch vor, auf solche Mißtrauensvoten hin um Urlaub einzukommen.

Aber wenn ich mich aus äußeren Gründen dem Wunsche der jetzt maßgebenden Persönlichkeiten gefügt habe, so glaube ich es doch mir selbst und der Altjenaischen Theologie, in deren Geiste zu arbeiten mein Ideal war, schuldig zu sein, daß ich nicht ganz stillschweigend abgehe. Denn dies müßte den Anschein erwecken, als ob ich die Voraussetzungen, von denen aus man glaubte mich zum Verzicht auf die theologische Lehrtätigkeit veranlassen zu sollen, als sachlich gerechtfertigt anerkennte.

Die Punkte der gegen mich erhobenen Anklage sind im einzelnen folgende: Formell wird beanstandet, daß ich, anstatt meinen Standort von vornherein innerhalb der geschichtlichen Gemeinschaft zu wählen, an die Erörterung der religiösen Probleme herangegangen bin, wie an jede andere wissenschaftliche Untersuchung, d. h. also, so weit dies überhaupt möglich und sinnvoll ist, voraussetzungslos. Ich sei demnach lediglich Religionsphilosoph, nicht Dogmatiker.

Materiell werden mir drei Hauptketzereien vorgeworfen: Ich glaubte nicht an einen persönlichen Gott, ich leugnete die Vorsehung und die Unsterblichkeit der Seele.

Was den ersten Tadel betrifft, so läßt er sich, wie es scheint, stützen durch den Eingangsparagraphen von meines Vaters Glaubenslehre. Hier heißt es, die christliche Dogmatik sei die Darstellung des christlichen Glaubens, gegeben vom Standpunkt und für die Genossen desselben. Ich könnte darauf zunächst erwidern, daß es gar nicht meine Absicht gewesen sei, eine Dogmatik zu schreiben. Ich habe eine kritische Untersuchung der verschiedenen Mittel und Wege geben wollen, mit deren Hülfe die Theologie zu einer Gewißheit des Übersinnlichen zu gelangen hofft. An und für sich kann doch wohl ein solches Unternehmen nicht des theologischen Katheders unwürdig machen!

Aber ich will gern einräumen, daß ich den fraglichen Sätzen meines Vaters in der Tat nicht zustimme. Ich sehe in der Dogmatik nichts anderes als eine Anwendung des allgemein-philosophischen Denkens auf die speziellen Vorstellungen und Glaubenssätze des Christentums, — falls man nicht noch lieber diesen Namen einer rein historischen Darstellung des kirchlichen Systems, wie sie beispielsweise Hases Hutterus bietet, vorbehalten will.

Trotzdem bin ich überzeugt, meinem Vater in der Grundstellung zur wissenschaftlich-theologischen Arbeit ungleich näher zu sein, als der neuen Jenaer Richtung. Mein Vater wurde bekanntlich bei seinen Aufstellungen von dem Kantischen Gedanken geleitet, daß es unmöglich sei, die religiösen Wahrheiten wissenschaftlich zu beweisen. Sie sind ihm zufolge vielmehr Objekte einer unmittelbaren Erfahrung. Dabei ist aber wohl im Auge zu behalten, daß er es ebenso sehr ablehnt, das Recht einer „philosophischen“ Weltanschauung rein verstandesmäßig erhärten zu wollen. „Praktische Nötigungen“ sind es, die ihn dazu führen, die christliche Anschauung der pantheistischen und die idealistische der materialistischen vorzuziehen. Die gegen mich erhobene Anschuldigung, mein Gedankenkreis sei philosophisch nicht theologisch orientiert, läßt sich daher von meines Vaters Prämissen aus schlechterdings nicht begründen. Denn er kennt eben keine Religionsphilosophie, die das zu leisten vermöchte, was die Dogmatik von sich aus nicht leisten kann, wie er umgekehrt durchaus nicht gewillt ist, einer „spekulativen“ Dogmatik — etwa der seines Freundes Biedermann — den christlich-theologischen Charakter abzusprechen — trotz aller erkenntnis-kritischen Einwände. Das Theologische kommt durch den Gegenstand, nicht durch die Methode herein. Eher läßt sich eine Scheidung von Religion und Philosophie durchführen, sofern man nämlich den Nachdruck darauf legt, daß der religiöse Mensch zu dem Inhalte seiner Glaubensvorstellungen gefühlsmäßig Stellung nimmt. Andererseits aber schließt ausnahmslos jede geschichtliche Religion eine Reihe bestimmter Aussagen über Gott und Welt, geistige und körperliche Dinge, also eine Metaphysik ein. Demnach würde auch die Behauptung, mein Denken sei viel mehr philosophisch als religiös, auf einem falschen Gegensatz beruhen. Nur gegen meine Ergebnisse könnte gegebenenfalls die Frömmigkeit Einspruch erheben, indem sie feststellte, daß ihren tiefsten Anliegen nicht Genüge geschehen sei. Ich will in den folgenden Aufsätzen zu zeigen versuchen, daß dafür ein Beweis kaum zu erbringen ist. Nicht gegen die ewigen Heiligtümer der Menschheit habe ich gekämpft, sondern gegen einige hölzerne Formeln der Theologen. Und ich kann wirklich nichts dafür, daß noch soviel Leim an unhaltbare Machwerke verkleistert wird.

Gleichwohl verstehe ich nun sehr gut, daß einem Vertreter der „modernen“, d. h. der von Ritschl ausgegangenen Theologie, meine Art, die religiösen Probleme anzufassen, auch ganz abgesehen von jenem speziellen Nachweis, höchst unsympathisch sein muß. Denn es ist eine Hauptthese jener Schule, daß das „Wesen des Christentums“ auf geschichtlichem Wege erkannt werde. Und zwar soll es letzten Endes zusammenfallen mit dem Evangelium Jesu selbst. Hiernach ist zwar eine Verteidigung der urchristlichen Vorstellungswelt gegenüber der modernen und eine Anweisung, wie die neutestamentlichen Lebensgrundsätze in unserer Zeit praktisch durchgeführt werden können, erlaubt oder geboten,*) aber den Inhalt seines Glaubens muß der Theologe als gegeben und unwandelbar feststehend anerkennen, wenn er nicht jeden Anspruch auf das Prädikat der Christlichkeit verlieren will. Es bedarf wohl für die Leser des „Protestantenblattes“ kaum eines Wortes darüber, daß eine solche Auffassung die Offenbarung in Jesus Christus in ein absolut wunderhaftes übernatürliches Geschehnis und seine Verkündigung in einen Lehrkomplex verwandelt, dessen äußerer Autorität wir uns einfach zu unterwerfen haben. Allerdings gesteht man jene Folgerung nicht zu; sonst läge ja der Widerspruch gegen das protestantische Prinzip gar zu deutlich zu Tage. Man meint vielmehr, daß es nur darauf ankomme, für die Anfänge unserer Religion wirkliches Verständnis zu gewinnen, um jeden Widerspruch gegen sie von selbst schwinden zu lassen. Wer an ihr vorbeigeht und mit anderen Mitteln etwas Höheres und Besseres sucht, dem mangelt, so heißt es, wenn nicht die Reife des Charakters, wenn nicht die Tiefe der Empfänglichkeit, so jedenfalls der „geschichtliche Sinn!“ Eine wunderbare Logik! Als ob die liebevollste Versenkung in den Geist der ersten Zeugen und der gewaltigste Eindruck von Jesu Persönlichkeit irgend etwas zu gunsten des naiven Dualismus ausmachen könnte, der Religion und Ethik des Urchristentums gleicherweise beherrscht. Es heißt mit dem Worte „Verständnis“ ein unehrliches Doppelspiel treiben, wenn man die kongeniale Erfassung und geschichtliche Würdigung einer Lehre mit der Zustimmung zu ihr als zu einer durch die Jahrtausende hindurch unverändert gültigen Wahrheit zusammenwirft.

Nein! Der Mangel an geschichtlichem Sinn ist ganz und gar auf seiten dieser modernen christlichen Historiker, die bei ihrem unendlichen Fleiß alles, nur das Eine nicht sehen, daß die gesamte Denkweise und Gefühlsstimmung des

*) Vergl. H. H. Wendt, Die Aufgabe der syst. Theologie, Akad. Antrittsvorlesung. 1894. S. 5.

Neuen Testaments nicht mehr die unsrige ist, noch sein kann. Ich möchte hier kein Mißverständnis aufkommen lassen; nicht ich für meine Person bin mit den Grundsätzen des „Christentums" zerfallen, sondern die gesamte evangelische „Christenheit" unserer Tage — von einigen pietistischen und apokalyptischen Kreisen abgesehen — befindet sich mit mir in der gleichen Verdammnis. Ja, an den Maßstäben der Modernen gemessen, ist auch Martin Luther, der weltlichem Geschäfte einen selbständigen sittlichen Wert beimaß, kein Christ mehr gewesen. Das ist heute eigentlich jedem wissenschaftlich Gebildeten klar, ausgenommen den Theologen, die es sich nun einmal nicht versagen können, den neuen Wein in alte Schläuche zu gießen und so beide zu verderben.

Gewiß, die weltumgestaltende Idee der allgemeinen Bruderliebe, sie verdankt ihren Sieg dem, der sein Leben gab zur Erlösung für viele. Aber das Objekt der sittlichen Betätigung ist nach urchristlicher Anschauung ausschließlich das Individuum, und das Motiv der Erwerb des zukünftigen Heiles. Wir dagegen arbeiten für die Menschheit und die immer reichere Ausgestaltung ihres irdischen Wohnplatzes. Unsere Ziele liegen im Diesseits, nicht im Jenseits; Staat, Wissenschaft und Kunst haben sogar eine Stelle in den Kirchengebeten gefunden. So hat der Begriff der Liebe für uns Protestanten einen ganz anderen Sinn bekommen als für den in dieser Hinsicht weit „christlicheren" Katholizismus, der neben der Askese nur Almosen und Samariterwerk als sittliche Aufgaben kennt. Nicht minder aber ist dem nachkantischen Zeitalter der Lohngedanke in jeder Form zu etwas Untersittlichem geworden. Wenn wir daher der Ethik, was auch ich anstrebe, einen religiösen Hintergrund geben wollen, so kann dies nur durch Vermittlung des Gedankens geschehen, daß wir durch die sittliche Tat Eins geworden mit den Brüdern, uns nun auch unmittelbar Eines fühlen mit dem ewigen Gottesgeist, der in ihnen allen gegenwärtig ist.

Die universalistische Auffassung der Ethik und die „monistische" Gestaltung der Religion, wie sie sich in der Gegenwart immer mehr durchsetzen, hängen aufs innigste zusammen. Die Forderung, daß jedes Individuum für das andere sich aufopfern solle, ist an und für sich unverständlich und kann immer nur als das Machtgebot eines fremden Willens erfüllt werden. Es bleibt da beständig bei der „Heteronomie". Aber das kleine Ich freudig hingeben, um es im großen Ganzen wiederzufinden, das heißt das Gute tun um des Guten willen, das bedeutet die harmonische Verschmelzung von Religion und Moral, in der die letztgenannte nicht entmündigt wird, sondern erst Weihe und Ewigkeitswert erhält.

Das Recht, die christliche Ethik in diesem Sinne weiterzubilden, kann uns niemand verwehren; aber das hindert nicht, daß die ausgesprochenen Gedanken durch und durch modern sind und in das Neue Testament schlechterdings nicht hineingedeutet werden dürfen. Stellen wie Matth. 6, 19 ff.; 24 ff.; 19, 21, werden auf unseren Kanzeln zwar gewöhnlich so ausgelegt, als ob in ihnen nur das übertriebene Sorgen und ausschließliche Gewichtlegen auf die Güter dieser Welt bekämpft werden solle. Tatsächlich aber müssen sie verstanden werden als der Ausdruck einer Stimmung, die das Himmelreich unmittelbar vor der Türe glaubt und daher gegen Eigentum und bürgerlichen Beruf gleichgültig ist.

Aus dem Dargelegten ergibt sich meines Erachtens mit Notwendigkeit die Forderung, die jüngst auch von anderer Seite in diesen Blättern wieder erhoben worden ist, mit der Anwendung des Entwicklungsgedankens auf das Christentum Ernst zu machen. Das Christentum, wie wir es brauchen, gräbt keine gelehrte Philologenarbeit aus dem Schutte der Jahrhunderte aus. Das müssen wir, wiewohl als die dankbaren Erben des reichen religiösen Besitzes unserer Väter uns täglich neu schaffen. Man kann das Weltrad nicht an einem bestimmten Punkt aufhalten oder es dahin zurückdrehen. Es war eine Täuschung, wenn die Reformatoren glaubten, sie könnten einfach zurückkehren auf den Standpunkt des „Evangeliums", und es ist nicht minder eine Täuschung, wenn die herrschende theologische Richtung dies unserer Zeit meint zumuten zu dürfen. Aber eben die Tatsache, daß die Väter des Protestantismus das Fundament eines wirklichen Neubaues gelegt haben, gibt auch uns die volle Freiheit der Geschichte gegenüber. Ecclesia debet semper reformari.

Fr. Lipsius.

Die feststehenden Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung.

Gibt es die überhaupt? Feststehende Ergebnisse der wissenschaftlichen Kritik, der historisch kritischen Theologie? — Es gibt ja Theologen genug im Kirchen- und Schulamt, die diese Frage grundsätzlich verneinen. Die theologische Forschung erscheint ihnen als eine beständig fragende, suchende, zweifelnde, Hypothesen aufstellende Arbeit. Sie halten von ihr nicht mehr, als was viele Leute von der Philosophie glauben, daß sie eine Art von Systemerfindungen sei, wo ein System das andere ablöse. Beschäftigung mit der Philosophie sei das Kennenlernen der mancherlei Systeme und Theorien, ein bleibender Gewinn werde für die Menschheit durch die Philosophie nicht erreicht. —

Ist diese Auffassung richtig, so wäre es allerdings zwecklos und taktlos, die zur Erbauung versammelte Gemeinde durch diese wechselnden Hypothesen der Wissenschaft zu beunruhigen. Es wäre ebenso zwecklos, die christliche Jugend in Schule und Konfirmandenunterricht mit dieser „Wissenschaft" zu behelligen. Denn einige Jahre oder Jahrzehnte später sei diese „Wissenschaft" wieder veraltet. Das Gedächtnis wäre nur unnütz belastet gewesen und dazu sei in die Jugend ein nörgelnder, zweifelnder, unzufriedener Geist hineingepflanzt, eine Anlage zum Atheismus, eine Autoritätslosigkeit und ein schrankenloser Subjektivismus, der in Staat und Kirche die Revolution herbeiführe. Von diesem Standpunkte aus fordern namentlich pensionierte Offiziere, die sich kirchlichen und biblischen Fragen zuwenden, die Unterdrückung der modernen Theologie und der liberalen Pastoren, damit die soziale Frage gelöst werde. Das heißt natürlich in ihrem Sinne: daß die Autorität, die äußere, unpersönliche, wieder auf den Thron gesetzt werde, und die Hörer oder Leser gehorsam das Autoritative sich aneignen. —

Wenn die Voraussetzung richtig ist „von den wechselnden Hypothesen" der historisch-kritischen Theologie, dann ist's allerdings verständlich, daß man statt ihrer das Positive, Feststehende, Althergebrachte, bisher Gegoltene mit allen erlaubten Mitteln aufrecht erhält. — Aber auch wer nicht auf diesen Standpunkt der bloßen Realpolitik herabsteigt, wird „wechselnden Theorien und Systemen" im Unterricht und Predigt keine Bedeutung einräumen. Wir wollen doch nicht bloß irgendwie die Denktätigkeit anregen. Wir wollen erbauen. Wir wollen ein Glaubenshaus bauen. Dazu gehören feste Fundamente. Nicht schwankende Hypothesen, zeitweilige Meinungen. —

Daß es Theorien solcher Art gibt, wissen wir alle. Z. B. das ganze Gebiet der biblischen Zeitrechnung, der Namen und Personen, die biblische Schriften verfaßt haben. Die Fragen nach der Echtheit einzelner biblischen Worte, nach der Art ihrer Zusammensetzung und andere. — Es hat Theologen gegeben, die kaum einen Brief des Paulus für echt hielten. Andere, welche die Echtheit der meisten seiner Briefe bestritten. So viel ich weiß, werden jetzt die meisten von alters her als paulinisch geltenden Briefe als echt anerkannt. Sollten nun die früheren Kritiker ihres persönlichen Erkenntnisstandes gemäß ein Recht haben, etwa „von dem unbekannten Verfasser des Römerbriefes" zu reden, von dem sie jetzt im Gottesdienst ein Wort auslegen wollten?

Auf keinen Fall. Denn solches Urteil wäre, wie wir jetzt als die besser Unterrichteten wissen, unwahr. Unwahr in der Sache. Darum unwahr auch damals schon.

Die Prediger, denen die Kirche ein solches Recht, so

ihren subjektiv und zeitlich beschränkten Erkenntnisstand zu predigen, einräumen würde, die erhielten damit das Recht, die Gemeinde zur Aufnahme einer Unwahrheit zu verleiten.

Aber wäre die Mitteilung einer gewonnenen Erkenntnis nicht doch eine zwingende Pflicht der Wahrhaftigkeit? Auch wenn das, was ein wahrhaftiger Mensch für wahr hält, sich für andere Menschen und andere Zeiten als objektive Unwahrheit herausstellen würde?

Ich sage: Nein! Es wäre nicht einmal wahrhaftig. Denn er würde damit die Gemeinde nicht zur Wahrhaftigkeit anleiten. Er würde ihr nicht die eigene innere Wahrhaftigkeit mitteilen, die ihn bei der Forschung beseelte, für die das Resultat schließlich nicht so wichtig ist, als der Weg dahin. Er würde nur den Eindruck erwecken: dieser Prediger glaubt nicht, was wir glauben. Die pädagogische Rücksicht auf die Gemeinde würde ihm abgehen. Er würde die Gemeinde des Glaubens verführen, sich für eine Gesellschaft von Forschern zu halten und die Kirche für einen Hörsaal.

Der Pflicht der Wahrhaftigkeit würde genügt, wenn der Prediger bei dem angezogenen Beispiel betont, daß es nicht auf die Verfasserschaft, nicht auf den Namen des Paulus ankommt, um etwa diesem Wort aus dem Römerbrief Bedeutung beizulegen, sondern daß es auf den Inhalt des Wortes ankommt, auf den Wert, den es an sich hat. —

So muß ich also Professor Pfleiderer darin rechtgeben, daß er die Erörterung theologischer Erkenntnisse von der Kanzel aus ablehnt und sie dahin verweist, wohin sie gehören, in den Hörsaal, in die Privatgesellschaft. —

Anders liegt aber die Sache, sobald es gesicherte Resultate der wissenschaftlichen Forschung gäbe. In denen hätten wir Wahrheit. Wahrheit, die auch nach Jahrtausenden gilt. Wer diese Wahrheit kennt und sagt sie nicht, der „ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht". Die Wahrheit muß gesagt werden. Da hilft kein Umdeuten und sich daran vorbeidrücken. Da würde eine Rücksichtnahme auf sogenannte Schwache im Glauben den Kotau bedeuten vor der Unwahrheit, ja vor der Unwahrhaftigkeit. —

Also gibt es gesicherte Resultate der historisch-kritischen Theologie?

Zweifellos! Feststeht z. B., daß der sichtbare Himmel nicht vorhanden ist, daß es also eine Himmelfahrt im sinnlichen Begriffe des Wortes nicht geben kann. Fest steht, daß die Erde sich um die Sonne dreht, gegen den Augenschein, so daß also die naturgeschichtliche Umrahmung der Bibel ein Irrtum ist. Feststeht, daß jedes Ding eine Ursache hat, daß nichts Willkürliches, Zufälliges, Zauberhaftes, Mirakulöses geschieht. Also auch Gott wirkt nicht willkürlich. Er hat sich gleichsam eine Konstitution gegeben, Gesetze und Ordnungen, die er nicht durchbricht. — Fest steht, daß ein Gebet um Gold, das vom Himmel fiele, oder um Ersatz eines amputierten Beines durch Wunderwirkung keine Erfüllung finden kann. —

Ich habe nicht die Absicht, das ganze Gebiet der gesicherten Resultate auszumessen. Ein Bedürfnis danach liegt nicht vor. Aber wir müssen einen Maßstab haben, um die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft von den wechselnden Hypothesen zu unterscheiden. Also was darf und muß als feststehendes Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung angesehen gelehrt und gepredigt werden? — Alles das, was sich jedem Denkfähigen beweisen läßt. Alles das, worüber die Akten der wissenschaftlichen Arbeit geschlossen sind.

Freilich, wir haben mit dieser Erklärung noch nicht viel gewonnen. Denn die Welt des Denkens ist nicht die Welt aller Menschen. Und es gibt zum Denken Unfähige, die ihre Unfähigkeit geschickt zu verbergen wissen. —

Auch gibt es Wahrheiten, die unbestreitbar sind, und die wir uns doch fern halten, die wir doch ablehnen, weil wir, ob auch Denker, doch nicht bloß Denker sind. Wir urteilen auch nach unserem Gefühl. Wir lassen uns treiben von der Gewohnheit, von der Mode, von unserem Geschmack. Gelegentlich schwärmen wir auch. Und Schwärmer, religiöse, politische, soziale, selbst naturwissenschaftliche sind, wie jedermann weiß, nicht zu bekehren. —

Darum wird die Entscheidung über die Grenze zwischen wechselnden Hypothesen und gesicherten Ergebnissen niemals durch eine Formel, durch ein Dogma zu lösen sein. Wer sich in diesem Sinne bemüht, ist katholisch. Denn es ist doch gleichgültig, ob der Papst, der Oberkirchenrat zu Berlin, das Konsistorium zu Breslau oder Graf Pückler als Leiter der Michaelsgemeinschaft diese Entscheidung formuliert. Also Streit ist nötig. Kampf um die Wahrheit ist nötig. Parteiungen, Parteipolitik, Kirchenpolitik muß sein. Die Entscheidung, zu der ich mich bekenne, kann nur ich selber treffen und mit mir diejenigen, die meiner Ansicht sind und mit mir zusammen Kirchenpolitik machen.

Berlin. Gebhardt.

Etwas vom Altar.

In einer Periode, in der die Wertschätzung der Predigt vor der Liturgie bei weitem überwiegt, ist es vielleicht nicht unrichtig, ein anderes Moment des Gottesdienstes einmal hervorzuheben: die fromme Stimmung, die den in die Kirche tretenden umfängt und zur Anbetung leitet. Wenn sich unter Orgelklang und Gesang die Seele vom Erdenlärm zu erholen anfängt, wenn in dem weihevollen Kirchenfrieden die Zeit vor der Ewigkeit versinkt, dann ist es der Altar, der den äußeren Ruhepunkt bildet fürs Auge, den inneren Anhaltspunkt für die aufsteigenden Andachtsgefühle. Nicht die gewohnt sind, sich geistig zu beschäftigen und zu konzentrieren, aber die Vielen, die nach hastig getaner Arbeit, nach der Sorge für das tägliche Leben in die Kirche eilten, um sich einmal über diese Sorge hinausheben zu lassen, sie brauchen eine Stelle, an der sich das Auge festsaugen kann, ohne beunruhigt oder abgelenkt zu werden. Schön soll diese Stelle sein. Harmonisch soll sie sich eingliedern in den Kirchenraum, in die Kirchenstimmung. Wiederum, sie soll nicht zu schön, nicht zu selbständig sich darstellen, soll den Blick bei sich festhalten, nicht ihn auf sich lenken. Mögen nun die praktischen Aufgaben des Altars am besten erfüllt werden durch den einfachen Tisch der reformierten Kirche: er bietet keinen Stimmungswert, keinen Mittel- und Ruhepunkt für die Menschen, die in der Kirche, unter dem Einflusse von Orgel, Liturgie und Gesang, sich erst vorbereiten müssen für die Gesammeltheit, die die Predigt verlangt. Von diesem, wenn auch laienhaften Gesichtspunkt aus ist vielmehr der Hochaltar für die Empfindung der meisten Kirchgänger die beste Form. Was tut nun aber an diesem Altare dem Herzen am wohlsten? Die beiden schönen Altäre der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis- und der Jerusalemerkirche in Berlin tragen eine wohl lebensgroße Christusfigur. Es ist der Herr, wie er lehrend und segnend über die Erde schreitet. Ja — ist es der Herr? Hast du, Bildhauer, ihn gesehen? Oder stieg diese Schilderung aus deiner eigenen Seele auf? Jeder von denen, die über Jesus nachdachten, machte sich wohl schon ein Bild von ihm, aber sicher jeder ein anderes. Wenn es auch allgemeine, typische Züge des Christusbildes gibt, so wird der Ausdruck dieser Züge doch für jeden Christen ein anderer sein. Christusbilder, unter denen du dir das dir entsprechende aussuchen kannst, sind eine Wonne für den Christusliebhaber. Aber das Eine Bild, dem andächtigen Blick als Ziel gesetzt, wird immer nur für Einzelne zulänglich sein. Meistens ist es zu schön. Wir wollen auch garnicht am Altare den Redner, den Lehrer, das Vorbild sehen. Sehen wir's intensiv, so wird der Redner auf der Kanzel daneben gar zu menschlich klein. Wir wollen überhaupt nicht das Bild eines Menschen dort sehen, selbst wenn wir Jesus als Gottmenschen betrachten. Wir wollen vorm Altar Gott selbst anbeten, wie er sich weltüberwindend offenbart. Und das zeigt uns am besten, da Gott selbst nicht glaubhaft darzustellen ist, der gekreuzigte Heiland, der schon nicht mehr irdische, der überwunden habende. Ein Kreuzifix ist der beste Schmuck des Altars. Nicht das kleine, metallene, mag's nun silbern oder golden sein, das man auf die Altäre stellt,

das wirkt auf die Gemeinde garnicht. Ein einfaches Kreuz ohne Figur wäre hier schöner, weil deutlicher, und für die ganze Gemeinde erkennbar. Auch ist die metallene kleine Christusfigur so oft kein Meisterwerk! Bei Kirchbauten mit wenig Mitteln wähle man doch als Altarschmuck überhaupt ein leeres großes Kreuz. Das Kreuz ist das allgemein verständliche Symbol des Christentums, und die Mühseligen und Beladenen, die unter diesem Kreuze sitzen, werden mehr heilende, tröstende Kräfte verspüren, als vor irgend einer geringen, wertlosen Schilderei. Auf den Altar gehören überhaupt vor allem Symbole. Wie schön sind die Kerzen mit ihrem stillen und doch so lebendigen Licht, mit ihrer Predigt: dienend verzehre ich mich! Aber nüchterne Kulturfreude steckte auf die Altarleuchter kerzenähnliche Hülsen, aus denen sich im Glasgehäuse der elektrische Draht erhebt! Was ist daran erbauendes? Im gewöhnlichen Leben strebt man jetzt nach Wahrheit auch für die unscheinbarsten Gebrauchsgegenstände, aber auf die modernen Altäre stellt man diese hier so sinnlosen Scheingebilde, die sich neben den wohl nie fehlenden zwei Wachskerzen lächerlich genug ausnehmen. Blumen sieht man wohl selten auf dem Altar der städtischen Kirchen. Die verstaubten künstlichen Sträuße der Dorfkirchen wirken da wohl abschreckend, aber der stete Pflanzenschmuck in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche z. B. hat etwas sehr ansprechendes. Besser noch, man behält sich einen reicheren Altarschmuck für besondere Festtage vor, und führe außer den Weihnachtsbäumen und Pfingstmaien — die schon durch den vielgesungenen Psalm gefordert werden: schmückt das Fest mit Maien — vor allem den herrlichen Erntedankfestschmuck ein, wie er in jedem Dorf, aber auch in großen Städten üblich ist. Auch Ostern sollte man durch Frühlingsblumen auszeichnen. Der Altar wird durch den wechselnden Schmuck lebendiger, er verliert den Charakter eines toten Inventars. Leben zu schaffen, Ewiges zu wecken, Irdisches zu durchleuchten, — möge es Ziel und Erfolg aller Altäre sein!

Anna Graue.

Der Brand des Doms in Fulda.

Anfangs Juni fand die Jubelfeier des 1150. Todestages des hl. Bonifacius in Fulda statt. Am 4. Juni war Beleuchtung der Stadt, des Doms, Domplatzes und des Bonifaciusdenkmals. In der Nacht vom 4. auf 5. Juni gerät auf dem linken Turme eine Fahne in Brand, dieser wird gelöscht; darnach fängt auf dem rechten Turme ein Balken Feuer, trotz Eingreifens der Feuerwehr stürzt der Turmhelm mit dem eisernen Kreuz ein, die Osannaglocke schmilzt zusammen, eine andere Glocke fällt auseinander, doch wird dem weiteren Umsichgreifen des Feuers gewehrt und der Dom ist gerettet. Am 5. Juni kann die Jubelfeier im Dom ihren Fortgang nehmen. Vor der ihn füllenden Menge hält Bischof Keppler von Rottenburg die Festpredigt und sagt darin: „Ohne Gottes besondere sichtbare Hülfe, ohne Fürsprache des hl. Bonifacius wäre dieser erhabene Tempel (immerhin hat derselbe erheblichen Schaden genommen und die Gefahr war nicht klein. D. V.) ein Raub der Flammen geworden." So berichtete eine katholische Zeitung.

Gewiß kamen diese Worte dem Bischof aus dem Herzen, gewiß auch gingen sie den Zuhörern zu Herzen. Aber sie sind in ihrer Art ein Beispiel des Gegensatzes und Widerspruchs zwischen dem Glauben, der sich in ihnen ausspricht, und der auf exakte Beobachtung sich gründenden und auf praktische Vorbeugung bezw. Abwehr abzielenden modernen Anschauung, welcher in Wirklichkeit auch altgläubige Katholiken wie Protestanten ihren Tribut entrichten, indem sie von neuzeitlichen Hülfsmitteln ausgiebig Gebrauch machen.

Zu Ehren des hl. Bonifacius und Gottes selbst steigt in dem durch das Grab des Apostels der Deutschen altberühmten Fulda „ein künstlicher Feuerregen mit mächtigen Strahlen von beiden Türmen des Doms in den klaren Abendhimmel hinauf". Und nun wohl im Zusammenhang mit diesem Feuerregen erfolgte das weitere. Weder Gott selbst kraft seiner Allmacht, noch der hl. Bonifacius kraft seiner Fürsprache hindern es, daß eine Fahne und später ein Balken Feuer fängt. Das Vertrauen auf Gott und auf Bonifacius hat auch die Aufstellung von Feuerwehrleuten schon vor Ausbruch des Brandes und deren tatkräftiges Eingreifen hernach nicht verhindert, so daß die „Gläubigen" sich gedacht und gesagt hätten: Gott und der hl. Bonifacius machen solche menschlichen Vorsichts- und Rettungsmaßregeln unnötig. Vor allem hat der hochwürdige Bischof Adalbert von Fulda nicht so gedacht, denn am Abend des 4. Juni erkundigte er sich noch bei den aufgestellten Feuerwehrleuten, ob alles in Ordnung sei und er sich unbesorgt zur Ruhe begeben könne, was ihm bejaht wurde, aber doch nicht ganz stimmte.

Es soll der persönliche Charakter der beiden erwähnten Bischöfe nicht verdächtigt werden, wenn das Urteil ausgesprochen wird, daß hier ein Widerspruch zutage trat, sofern sie doch nicht unbedingt innerlich alles Gott und dem hl. Bonifacius anheimgestellt und überlassen haben. Dieser Widerspruch ist ja überhaupt nicht etwa nur auf katholischer Seite vorhanden, er zieht sich auch durch das hindurch, was offiziell die evangelische Kirche in ihren amtlichen Kundgebungen aus alter und neuer Zeit ausspricht und was daneben faktisch und praktisch auch auf ihrem Boden veranstaltet wird in Vorbeugung und Abwehr gegenüber den Naturgewalten.

Wie „paritätisch" aber die Vorsehung selbst waltet, dafür und davon nur die beiden Beispiele aus Württemberg: am 4. August 1904 zerstört ein Brand in dem evangelischen Ilsfeld zwei Drittel des Orts samt Kirche, am 17. September 1904 wird durch einen Brand die Hälfte des katholischen Binsdorf samt Schule und Rathaus in Trümmer gelegt.

Ei. in Schn.

Vom Büchertisch.

„Was haben die nichtultramontanen Deutschen vom Toleranzantrag zu erwarten?" Von D. A. H. Braasch, Jena. Teubner. Leipzig. 36 S.

Es ist eine Überarbeitung der bekannten eindrucksvollen Denkschrift des Kirchenausschusses über den Toleranzantrag und will die Gedanken dieser Denkschrift in weiteste Kreise tragen. Der Verfasser der Denkschrift hat zur Überarbeitung seine volle und freudige Zustimmung ausgesprochen und die Eisenacher Kirchenkonferenz hat sämtlichen Evangelischen Kirchenregierungen die Verbreitung der Überarbeitung empfohlen. Die Broschüre kostet im Buchhandel 30 Pfg., in größeren Partien beim Verfasser von 20 Exemplaren an à 25 Pfg.

A. H. Braasch, D., Superintendent in Jena. Die religiösen Strömungen der Gegenwart. (Aus Natur- und Geisteswelt, 66. Bändchen.) Leipzig. Teubner. 1905. 146 S. Geb. 1,25 ℳ.

Ein ganz vortreffliches Büchlein, um sich in Kürze über die wichtigsten religiösen und philosophischen Richtungen der Zeit zu orientieren. Obwohl die ebenso freie als fromme Auffassung des Christentums, die der Verfasser selbst hat, überall durchblickt, zeigt er doch eine höchst wohltuende Objektivität in der Darstellung und Beurteilung anderer, sei es nun liberaler oder orthodoxer Meinungen. Nur Schopenhauer, Nietzsche und Ibsen wird er doch nicht ganz gerecht. Aber er beweist überall einen weiten Blick und eine ebenso umfassende wie tiefgründige Bildung. Mit Recht wird auf Geibels Bedeutung als des „Sängers einer wiedergeborenen freien Kirche des Geistes" hingewiesen. Vermißt hat Referent in der Geschichte der inneren Mission den Namen Gustav Werners, über den das Buch von Wurster näheren Aufschluß gibt, in der der kirchlichen Konflikte denjenigen Christoph Schrempfs, der, zumal bei seiner ausgedehnten und geistvollen literarischen Tätigkeit (vgl. z. B. seine Studie über Jesus in „Menschenloos" Stuttgart. Frommann. 1900), zum mindesten ebensogut genannt zu werden verdient hätte wie Weingart. Sehr interessant sind die Abschnitte über die Wandlungen des Katholizismus im 19. Jahrhundert. Zum Schluß eine Kleinigkeit: „Ottilie Wildermuth war trotz ihrer „Pfarrhäuser" keine Pfarrfrau" (S. 57), sondern ihr Mann war Professor an der Realschule in Tübingen.

Schöntal (Württemberg). Prof. Dr. W. Nestle.

J. Unold, Dr. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen im Volkshochschulverein zu München. 2 Auflage. (Aus Natur- und Geisteswelt, 12 Bändchen.) Leipzig. Teubner. 1904. 152 S. Geb. 1,25 ℳ.

Der Verfasser sucht eine von der Religion unabhängige Ethik zu begründen, da er im Christentum eine „welt- und denkfeindliche Religion

sieht und sich selbst zu einem „psycho-physischen Monismus“ bekennt. Er ist in seiner Art auch ein Idealist und es ist ihm heiliger Ernst um seine Sache. Zum besten in dem Büchlein gehören die Abschnitte über Volksgesundheit und Volkstüchtigkeit und über Wesen und Kritik des Eudaemonismus. Was aber der Verfasser an positiven Aufstellungen bietet, seine Vereinigung von Idealismus und „Utilitarismus“, leidet an großer Unklarheit, wie ihm denn überhaupt das naturwissenschaftliche Gebiet entschieden vertrauter ist, als das philosophische und geschichtliche. Kant scheint für ihn nicht zu existieren. Das Wort „Alles ist eitel“ schreibt er noch dem König Salomo zu. Das oströmische Reich begann 300. Bedenklicher als das ist die Gleichsetzung von sachlichen und „atheistischen Erwägungen in dem Sinn, daß, wer nicht „atheistisch“ denkt, unsachlich denkt. Der heftige Widerwille gegen die Religion erklärt sich vielleicht z. T. aus dem Milieu des bayerischen Katholizismus, aus dem der Verfasser heraus schreibt. Ob es sich empfiehlt, derartige mitunter bei aller guten Absicht in ihrer philosophischen Haltbarkeit recht fragwürdige Ausführungen gerade in einem Volkshochschulverein darzubieten, kann man füglich bezweifeln.

Schöntal (Württemberg). W. Nestle.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart. Brüder Grimm. Von Prof. Dr. Max Koch. Maxim Gorki. Von Aug. Scholz. Lucian. 2 Bde. Von J. E. Frhr. v. Grotthuß. Beethoven. Von Dr. Karl Storck. Jeder Band geb. 2,50 ℳ. 12 Bände für 24 ℳ.

Mit diesen Herausgaben ist die erste Serie der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ vollendet. Auch sie dienen dem deutschen Idealismus, wie sie denn, wenn auch natürlich die Auswahl dem Leser mehr oder weniger willkürlich erscheinen muß, — schon deshalb, weil sie aus der Weltliteratur entnommen ist — doch das ganze Gebiet des geistigen Lebens umfassen. Lucian und Gorki zwischen Beethoven und den Brüdern Grimm — gestimmt ist das Ganze doch aufs deutsche Wesen. Es sollte ja auch schon diese erste Serie — obwohl natürlich das Unternehmen viel weiter gespannt ist, zugleich eine Vorbereitung auf die Schillerfeier sein. Zu dieser kündigte der Verlag eine besondere Ausgabe von Schillers historischen Schriften an, die uns aber nicht zu Gesicht gekommen ist. Wir wünschen der Sache weiteren guten Erfolg und glückliche Hand zur Auswahl der Bücher und derer, die sie einführen, wie gerade auch dieses bisher der Fall gewesen ist. Solche Einführungen, die das Urteil nicht vorausnehmen, sondern nur in den Stand setzen, selbst zu lesen, zu genießen und zu gewinnen, können dem idealen Zwecke nur förderlich sein. M. F.

Beichtreden. Von Lic. Dr. J. Rüling. Leipzig, Friedrich Jansa. 1905. 1 ℳ.

Es sind dreißig Beichtreden, darunter elf über alttestamentliche Texte. Jede wird etwa fünfzehn Minuten dauern. Das ist das rechte Maß. Ob ein Bedürfnis für Beichtreden vorhanden ist? Dann möchte ich diese empfehlen. Sie sind einfach, praktisch in der Sprache, inhaltvoll und ohne ermüdende Wiederholung durch genaues Eingehen auf den Text. Auch hat mich besonders gefreut, daß der Zweck dieser Beichtreden nicht auf die Erweckung einer zerknirschten Sündenangst gerichtet ist, sondern auf die Vereinigung mit Jesus. Gebhardt.

P. Wurm. Handbuch der Religionsgeschichte. 431 S. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1904. 4 ℳ., geb. 5 ℳ.

Die Religionsgeschichte ist von theologischer Seite aus bisher leider sehr vernachlässigt worden, obwohl ihre Kenntnis für ein tieferes Erfassen des religiösen Problems unbedingt notwendig ist. Aber an einem populär geschriebenen wirklichen „Handbuch“, wie es hier geboten wird, hat es bisher noch gefehlt. Der Verfasser teilt den Stoff ein in: 1) die Religionen der unkultivierten Völker; 2) die Nationalreligionen (Babylonien, Assyrien, Ägypten, China, Brahmanismus, Parsismus, Griechen, Römer, Celten, Germanen, Slaven) — Israel; 3) die Universalreligionen (Buddhismus, Islam, Christentum). Den breitesten Raum nimmt hierbei die Geschichte der indischen Religion ein, auf welchem Gebiet der Verfasser eigene Studien gemacht hat. Mit dem Standpunkt, den Wurm in der Beurteilung der Religionen einnimmt, können wir uns nicht einverstanden erklären; im ausgesprochenen Gegensatz zu dem in der Religionswissenschaft meist vertretenen evolutionistischen Standpunkt, will er, als Schüler Becks, „die Bibel, nicht das christliche Bewußtsein, zum Ausgangspunkt aller theologischen Wissenschaft machen“. Diese Auffassung kommt besonders zur Geltung einmal bei der Erklärung des Ursprungs der Religion, und zum andern bei der Darstellung der Religion Israels und ihres Verhältnisses zur babylonischen, wobei die Wellhausensche Hypothese abgelehnt wird, ohne daß Wurm jedoch die buchstäbliche Tradition festhielte. Überhaupt ist das Buch doch nach wissenschaftlichen Quellen gearbeitet und so durchaus geeignet, weiteren Kreisen einen lehrreichen Überblick über die Religionsgeschichte zu bieten. Auffarth.

Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip. Von Privatdozent der Phil. Dr. G. Schwarz in Halle. Leipzig, Verlag Dieterich, 1904. 128 S. 2 ℳ.

Enthält fünf auf dem apologetischen Instruktionskurs in Berlin gehaltene Vorträge über: die materialistische Weltanschauung im Licht der Erkenntnistheorie, dieselbe im Licht der Logik, der Psychologie, der Materialismus als Geschichtsprinzip, das Problem der Willensfreiheit. In gründlicher Abrechnung geht Verfasser dem Materialismus in alle seine Schlupfwinkel nach und sucht ihn, wie der Jäger sein Wild, zu fassen oder zu stellen. Durch Fragen und Gegenfragen wird die Auseinandersetzung des belesenen Verfassers zu einer Übung im klaren und scharfen Denken.

D. Dr. H. Lüdemann, ordentlicher Professor an der Universität Bern. Was heißt „Biblisches Christentum?“ Vortrag, gehalten im kirchlichen Reformverein der Stadt Bern am 20. 11. 04. Bern. A. Francke, vormals Schmid & Francke. 35 S. Preis 60 Pfg.

Ja, was heißt „Biblisches Christentum?“ Wenn doch so viele, die davon heutzutage reden, darauf sich beziehen und berufen, mit dieser Schrift sich ernstlich beschäftigen wollten, um zu lernen, daß sie es eigentlich noch nicht recht wissen. Es gilt den Nachweis, wie vieles „von den Mysterien“, an denen unser Zeitalter in bezug auf das Christentum scheitert und dadurch in Gefahr kommt, Religionsverächter werden zu lassen, die es gar nicht sein wollen, „heute geschichtlichem Verständnis weicht“, — daß aber darum noch lange nicht „das Mysterium des Christentums in seiner einfachen Größe“ als wahrer Trost des Menschenherzens verschwindet. Nur daß andererseits man auch begreifen lerne, wie in dem, was wirklich geschichtlich war, eine unbedingte Gestalt dieses Mysteriums zur buchstäblichen Herrschaft auch nicht kann gegeben sein, sondern wir fühlen uns durch diese Ausführungen ebenso gesichert im Geschichtlichen, wie persönlich befreit von seiner äußeren Erscheinung zu freier, geistiger Gemeinschaft.

M. F.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Sünde und Gnade nach der Vorstellung des älteren Judentums, besonders der Dichter der sogen. Bußpsalmen. Von Dr. Willy Staerk. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1905. Brosch. 1,50 ℳ.

Ritter der Landstraße Nach den Tagebuchblättern eines Handwerksburschen. Von F. A. Esche. Robert Cordes in Kiel. Brosch. 1 ℳ.

Praktischer Religionsunterricht auf der Unterstufe der Volksschule. Von Albert Geyer. Otto Schulze, Cöthen. Brosch. 2,80 ℳ.

„Dienet einander“. Eine homiletische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. W. Rathmann. XIII 8. G. Strübing. Leipzig.

Joh. F. Hahn. Der Theologe auf Schleichwegen. C. W. Bonsels. München. Schwabing. 1905. Preis 1 Mk.

Programm des religiösen Protestantismus in der heutigen sozialen Krisis. C. Brendel. Zeitz. 39 S.

Das Berufsbewußtsein Jesu, mit Berücksichtigung geschichtlicher Analogien untersucht Von Lic. theol. Volkmar Fritzsche, Oberlehrer in Zittau. Dürrsche Buchhandlung. Leipzig 1905. 56 S. Preis 1,20 Mk.

Friedrich Augar, Lic. theol., Pastor an St. Thomas in Berlin. Die Frau im Römischen Christenprozeß. Ein Beitrag zur Verfolgungsgeschichte der christlichen Kirche im Römischen Staat. J. C. Hinrichs. Leipzig 1905. 82 S. Preis 2,50 Mk.

Ferd. Tönnies. Schiller als Zeitbürger und Politiker. Buchverlag der „Hilfe“. Berlin-Schöneberg. 45 S. Preis 1 Mk.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. Erster Jahrgang 1905. C. Bertelsmann in Gütersloh. Jährlich 12 Hefte Preis 5 Mk.

Lic. Dr. G. Karo, Pfarrer emer. Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie, mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing. 1905. C. A. Schwetschke & Sohn. Berlin. 116 S. Preis 3 Mk.

Das Schöne, Aesthetik auf das Allgemein-Menschliche und das Künstler-Bewußtsein begründet von Eleutheropulos. C. A. Schwetzschke und Sohn. Berlin 1905. 272 S. Preis 5,40 Mk.

Erich Förster, Pfarrer in Frankfurt a. M. Weshalb wir in der Kirche bleiben! (Hefte zur Christlichen Welt 54). J. C. B. Mohr Tübingen und Leipzig. Preis 40 Pfg.

Lic. Horst Stephan, Oberlehrer am Carola-Gymnasium zu Leipzig. Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte. Ebenda. 255 S. Preis 4.50 Mk.

Religion und Kunst Vortrag, gehalten im Chemnitzer Lehrerinnenverein vom Oberlehrer Hans Weichelt. Chemnitz. G. Ernestische Buchhandlung (Gustav Schlek). 1904. Preis 30 Pfg.

Chr. Hübscher. Monogramme. Gereimtes und Ungereimtes. E. Pierson. Dresden 1905.

Erich Förster. Die Entstehung der Preußischen Landeskirche unter der Regierung König Friedrich Wilhelms III. Nach den Quellen erzählt. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus. Erster Band. 428 S. Preis 7.60 Mk. J. C. B. Mohr. Tübingen 1905.

F. Sell, Pfarrer in Ars a. d. Mosel. Lothringer Friedhofsgeschichten und anderes. Preis 40 Pfg. Lothringer Verlagsanstalt. Metz 1905.

Der christliche Orient VI, 5. Monatsschrift der Deutschen Orient-Mission. Dr. Lepsius. Verlag der Deutschen Orient-Mission. Großlichterfelde.

Römer, Chr., Dekan in Nagold. Christus und die Zukunft unserer Landeskirchen. Vortrag gehalten bei der Jahresversammlung der Evangelisch-kirchlichen Vereinigung in Stuttgart, 17. Mai 1905. Broschiert 50 Pfg. D. Gundert. Stuttgart.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 29.
Bremen Berlin. 15. Juli 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Kölner Kongreß gegen die unsittliche Literatur und der „Symplicissimus." — Der 16. Evangelisch-soziale Kongreß. IV. — Des Falles „Heyn" Ende. III. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der Kölner Kongreß gegen die unsittliche Literatur und der „Simplicissimus".

Am 3. und 4. Oktober vorigen Jahres fand in Köln die 16. „Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine" statt und im Anschluß daran, aber unabhängig von dieser, der „Internationale Kongreß gegen die unsittliche Literatur". Während die Konferenz der Sittlichkeitsvereine sich in den gewohnten Bahnen bewegte und kein besonderes Aufsehen erregte, hat der „Erste internationale Kongreß gegen die unsittliche Literatur" eine lebhafte Preßerörterung zur Folge gehabt. Die Seele dieses Kongresses war der bekannte Pfarrer Lic. Weber-M.-Gladbach. Unter den Einberufern befanden sich neben zahlreichen Zentrumsabgeordneten auch Männer wie Avenarius (Kunstwart), O. v. Leixner, Chefredakteur Rippler (Tägliche Rundschau), Professor Hieber. Eingeladen waren unter Ausschluß der Sozialdemokratie fast sämtliche in Betracht kommende Korporationen bis zum Goethebunde hin. Danach hätte man auf eine Behandlung der Sache von freien großen Gesichtspunkten aus rechnen können. Tatsächlich erschienen aber fast nur Anhänger der Lic. Weberschen Richtung und Angehörige des Zentrums, wodurch der Kongreß ein nicht beabsichtigtes einseitiges Gepräge erhielt. Die Verhandlungen selbst gaben nun dem „Simplicissimus" Veranlassung zu einem Spottgedicht „An die Sittlichkeitsprediger in Köln", das dem Verfasser Dr. A. Thoma (Peter Schlemihl) wegen Beleidigung der Pastoren Lic. Weber und Lic. Bohn eine Verurteilung zu 6 Wochen Gefängnis durch die Stuttgarter Strafkammer eintrug. In diesem Gedichte wurden die genannten Pastoren apostrophiert in Ausdrücken wie „Sie gnadentriefende Schöpsenkeule", „Sie evangelische Unschlittkerze", „Sie jammerseliges Sündenpflaster" usw. Es heißt dann — zur Charakterisierung der ganzen Situation ist es leider nötig, diese Verse mitzuteilen — u. a.: „Was wissen Sie eigentlich von der Liebe, mit ihrem Pastorenkaninchentriebe! . . ." (das folgende können wir nicht wiedergeben).

Von diesem Gedicht erklärte der vom Gericht als Sachverständiger vernommene Schriftsteller Dr. Ludwig Ganghofer, daß es „den Nagel auf den Kopf getroffen" habe, „kein Wort, keine Wendung gehe über das hinaus, was ein literarischer Mensch als Satire bezeichne", diese sei durchaus begründet gewesen und das Spottgedicht „ein Ausdruck großer Gesundheit". Zu demselben Urteil kam der andere Sachverständige, Justizrat Dr. Bernstein-München und ein großer Teil der deutschen Presse erblickt in der Verurteilung Thomas eine Beschränkung der freien Meinungsäußerung und ein Wetterleuchten der Reaktion.

Der Prozeß und seine Vorgeschichte wirft ein so helles Licht auf die scharfe Spannung zwischen gewissen Künstler- und Schriftstellerkreisen und den Kreisen, die eine Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild für nötig erachten, daß uns eine eingehendere Erörterung der Sache wünschenswert erscheint. Denn das sei gleich betont, der Zorn des „Simplicissimus" und seiner Anhänger richtet sich nicht nur gegen die Webersche Richtung, sondern mit fast gleicher Schärfe gegen O. von Leixner und seine Bestrebungen, ja selbst gegen Avenarius. Die vom „Simplicissimus" vertretene Position ist die des schrankenlosen Libertinismus: irgend welche durch ethische Erwägungen gewonnene Grenzen gibt es nicht. Das darf bei Beurteilung der ganzen Sache nicht außer Acht gelassen werden. Seine Position ist keine irgendwie ethisch orientierte, sie geht über die Forderung weitgehendster Freiheit für Kunst und Wissenschaft weit hinaus. Das ist ja auch durch die Art des angeführten Spottgedichtes, über das wir uns jedes Wort glauben ersparen zu können, genügend dokumentiert. Um so bedauerlicher erscheint es uns, daß von Männern wie Ganghofer der „Simplicissimus" als ein berufener Verfechter der Freiheit von Kunst und Wissenschaft gehalten worden ist. Durch solche alle ethischen Erwägungen über Bord werfende Hyperkritik wird der Reaktion nur Vorschub geleistet und die wohlbegründete Abwehr reaktionärer Bestrebungen auf ein falsches Geleise geschoben. Die Position echten Liberalismus ist hier verschoben und verwirrt.

Doch sehen wir hiervon einmal ab. Fragen wir uns: war eine derbe, satirische Kritik des Kölner Kongresses am Platze, besteht die sachliche Kritik, wie sie Dr. Bernstein vor dem Stuttgarter Gerichte vorgetragen hat, zu Recht? Da muß nun gesagt werden, daß der Kongreß in der Tat in vielen Punkten zur Kritik herausforderte. Schon der völlig unmotivierte Ausschluß der Sozialdemokraten wirkte verletzend. Mochte einer der Miteinberufer, F. Avenarius, im „Kunstwart" scharf dagegen protestieren, mochte der Sekretär der Schweizer Sittlichkeitsvereine, Pfarrer Burkhardt, aus diesem Grunde seine Unterschrift verweigern, mochte unter Zustimmung sogar der „Köln. Volkszeitung" auf dem Kongreß der Antrag auf Aufhebung dieser Bestimmung gestellt werden, Herr Lic. Weber ließ nicht einmal eine Abstimmung zu: le congrès c'est moi! Weiter! Wohl hatte man die Einladungen zum Kongreß bis zum Goethebund hin ergehen lassen, aber irgend welchen Einfluß auf die Kongreßleitung hatte man diesen Korporationen nicht zugestanden. Wie ganz anders wäre der Kongreß verlaufen, wie unendlich günstiger wäre seine Position gewesen, wenn der Vorstand der deutschen Sittlichkeitsvereine Selbstlosigkeit und Weitblick genug besessen hätte, etwa einem Manne wie Avenarius oder einem anderen namhaften Schriftsteller den Vorsitz zu überlassen! Bei aller scheinbaren Weitherzigkeit mangelte es schon der ganzen äußeren Art der Veranstaltung an echter Liberalität.

Doch dies zugestanden, muß doch gesagt werden, daß die Kongreßleitung wie die einzelnen Redner sich wenigstens die größte Mühe gegeben haben, extrem-reaktionäre Forderungen zu vermeiden. Charakteristisch ist, daß die Kritik sich vor allem auf Äußerungen Professor Hiltys über Liliencron, Goethe usw. berief, obwohl Professor Hilty in Köln überhaupt nicht anwesend gewesen ist und die Äußerungen sich in einem an Lic. Weber gerichteten Brief befanden, der dem Aktenmaterial einverleibt, aber auf dem

Kongresse selbst gar nicht zur Verlesung gelangt ist. Bezeichnend dafür, daß der Kongreß maßvoll zu sein sich ehrlich bestrebte, ist ferner, daß Lic. Weber einen allerdings sehr bedenklichen Antrag auf Verschärfung der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen zurückzog, als von dem Schreiber dieser Zeilen der Antrag gestellt wurde, einer unter Hinzuziehung namhafter Künstler und Schriftsteller neu gebildeten Kommission die Frage, ob eine Verschärfung der Gesetzgebung nötig sei, zur weiteren Beratung zu überweisen mit der Anheimgabe, die Übertragung der Jurisdiktion über unsittliche Literatur an eine aus freien Wahlen hervorgegangene Schriftsteller- und Künstlerkammer in Erwägung zu ziehen. Die Annahme dieses, auch von Avenarius im „Kunstwart" wiederholt befürworteten Antrages war das Ergebnis des Roerenschen Referates und der auf dasselbe folgenden Debatte. So kritisch ich dem Kongreß, dem ich ganz beigewohnt habe, von Anfang an gegenüberstand, so viel ich an ihm auszusetzen hatte und habe, kann ich doch nicht anders, als die Schilderung, die der Justizrat Bernstein zur Verteidigung des „Simplicissimus" von dem Kongreß gegeben hat, als unwahr und unzutreffend zu bezeichnen. Daß aber solche Sudeleien, wie sie der „Simplicissimus" seinen Lesern vorzusetzen wagt, überhaupt noch Verteidiger finden, statt von der Gesamtheit des Volkes mit Ekel abgelehnt zu werden, beweist leider, daß ein Eingreifen des Staatsanwalts in solchen Dingen doch noch nicht entbehrt werden kann. Pfannkuche.

Der 16. Evangelisch-soziale Kongreß.

IV.

Soweit reichten die Thesen auf der ersten Seite des Blattes, doch nun wendete sich das Blatt, wie Professor Gregory mit scherzhafter Zweideutigkeit sagte: das zweite Kapitel des Vortrages brachte weitgehende Einschränkungen, wollte Sonderrechte für Bildung und Besitz begründen. Der Protestantismus würde verarmen, wenn er nur gelten ließe, was für alle ist; mit dem Besitz hänge auch weitergehende Bildung zusammen. So richtig das erste, so fraglich ist das zweite. Vor Jahren setzte Naumann einmal auseinander, heutzutage solle man nicht Besitz und Bildung, sondern Arbeit und Bildung zusammenstellen, und Baumgarten korrigierte sich selbst durch den Satz: „Es soll nicht gesagt sein, daß die Angehörigen des vierten Standes zu den Ungebildeten gehören, aber es gibt Stufen der Bildung, die zu beachten sind; wer zu ihnen gehört, ist eine andere Frage."

2. Dagegen darf sozial nicht verwechselt werden mit radikal-demokratisch, die historisch gewordene soziale Schichtung des Volkes ignorirend und nivellierend.

Baumgarten bekämpft also a) das Übersehen der verschiedenartigen Zusammensetzung der Gemeinde aus Gebildeten und Ungebildeten, als müßte ein Predigttypus gefunden werden, der allen gleich gerecht wird, das sei unerreichbar, außer bei einzelnen Künstlern. Dagegen sagte v. Ruckteschell: Gegenüber den notwendigen Spezialisierungen muß es einen Ort geben, wo eine gemeinsame große Freude verkündigt und empfunden werden kann; Kunst gehört freilich dazu, aber es ist die Kunst der Liebe. v. Soden aber erklärte, im Grunde sei die Predigt an sich eine antisoziale Einrichtung, weil sie — anders als die kathol. Gottesdienstform — immer wieder die Differenz in der Fassungskraft der Gemeindeglieder zum Bewußtsein kommen lasse. Baumgarten verlangt b) eine Korrektur des Sulzeschen Prinzips für den Städter, der, ohne an strikte Einhaltung des Lokalgemeindetums gebunden zu sein, sich müsse den Prediger suchen dürfen, der seinen Bedürfnissen am meisten entspricht. Lebhaften Widerspruch, aber auch Zustimmung fand er mit der Forderung c) wo Trennung der Konfirmanden in mehrere Abteilungen nötig ist, soll sie nach der Vorbildung, nach den Schulsystemen erfolgen. Schließlich würdigte er unter d) die tatsächliche Bedeutung des Besitzes für die Ausübung der Funktionen des Gemeindevertreters usw. in einer Weise, die das unter 1 h Gesagte fast erstickte. Da es sich in diesen Körperschaften wesentlich um Vermögensverwaltung handelt, seien die Besitzenden für diese Ämter am befähigtsten. Mit Recht wies demgegenüber Professor Gregory auf die völlig unbemittelten und doch tüchtigen Beamten der Konsumvereine und Gewerkschaften hin; dort bewährte Leute solle man zur Verwaltung des kirchlichen Vermögens heranzuziehen suchen.

Von allen diesen Einzelheiten führte dann der dritte Teil auf große grundsätzliche Fragen, obwohl die Probleme nur gestreift werden konnten. Ist das Staatskirchentum als Gesamteinrichtung antisozial? Baumgarten kennt das Mißtrauen der Masse, daß der Pastor als Diener der Staatskirche auch Diener des Staates sei, aber er hält an der Staatskirche fest.

3. Wichtiger als einzelne kirchliche Einrichtungen ist der Geist der Kirchenleitung, der sie erfüllt. Antisozial ist derselbe, sofern er das Vertrauen zur Volkstümlichkeit, Aufrichtigkeit und sozialen Gerechtigkeit der Kirche unterbindet.

Antisozial wirkt darum das Staatskirchentum nicht an sich, wohl aber:

a) Sofern es Hofkirchentum ist, Hof- und Prunkstil wie in die Kirchen- (und Pfarrhaus-) Bauten so auch in die Titulaturen und Einweihungen einführt und deshalb Methoden benutzt, die der evangelischen Einfalt widersprechen,
b) sofern es bureaukratisch Regel und Ordnung und ruhiges Verhalten der Kirchendiener der freien Auswirkung ihrer persönlichen Kraft und Eigenart vorzieht, auch die Bewegungen des Laienchristentums als unbequem und sektiererisch mißtrauisch betrachtet.
c) sofern es in Dingen der Lehre zur Kirchendiplomatie geführt hat, die „dem Volk" die Religion und zwar in traditioneller Gestalt erhalten, die kritischen Bewegungen und Resultate der Religionswissenschaft „dem Volk", auch den Volksschullehrern vorenthalten und den Schein einer einheitlichen bekenntnismäßigen Lehre der „Kirche" behauptet wissen will.

Hier zeigte sich Baumgarten in seiner ganzen Frische und Schärfe, er goß die Schalen seiner Entrüstung und seines Spottes aus über die Sprache, in der man Erlasse macht, die von beiden Seiten freundlich interpretiert werden können. Der flammende Protest gegen alle Dunkelmänner ist zusammengefaßt in das Schlußwort der Thesen:

Da solche Bevormundung des Volkes, bei unserer heutigen Publizität undurchführbar, nur das Vertrauen der aufstrebenden Klassen zur Wahrheit der Kirche untergräbt, ist sie als antisozial zu bekämpfen. Gerade als Volkskirche bedarf die evangelische Kirche absolutester Freiheit der Überzeugungsbildung und -äußerung.

In der Debatte klang dieses Wort mehrfach wieder: „Jeder muß das Bewußtsein von der unbedingten Ehrlichkeit der Kirchendiener haben". Nur v. Soden verteidigte mit Mut die Diplomatie in der Kirche als notwendig, wenn wir eine Einheit festhalten wollen. Aber Baumgarten hat einen anderen Begriff von der Kirche: sie soll ein sehr elastischer Rahmen sein für alles Volk, das zu Christus kommen will. So stand der Schluß des Kongresses wieder ganz unter dem Zeichen eines energisch-freiheitlichen Protestantismus.

Wir müssen aber noch die einstimmig angenommene Erklärung wiedergeben:

„Der Evangelisch-soziale Kongreß erklärt, daß unter den kirchlichen Einrichtungen, die antisozial wirken, jenes Filtriersystem besonders schädlich ist, welches die Provinzial- und Generalsynoden ganz wesentlich zu Versammlungen staatlicher und kirchlicher Würdenträger bezw. der Geburts- und Geldaristokratie machen. Der Evangelisch-soziale Kongreß erkennt an, daß die Vertretung der Kirche nicht von den Mächten ihrer geschichtlichen Entwicklung getrennt werden darf, aber er verlangt, daß sich in dieser Vertretung auch der soziale Aufbau der Kirche widerspiegele."

Die Resolution ist gut, aber es will mir fraglich erscheinen, ob es gut war, sie in Hannover zu fassen; sie bezieht sich auf die altpreußische Landeskirche und hätte darum auf altpreußischem Boden beschlossen werden müssen; jetzt erscheint sie leicht als eine Einmischung von außen. Die gerügten Mißstände liegen in Hannover nicht vor, wie überhaupt die hannoversche Kirche von antisozialen Einrichtungen ziemlich frei zu sein scheint. Das ganze Thema hätte in

einem Lande mit einer sozial rückständigen Kirche verhandelt werden sollen. Die „evangelische Kirchenkunde“ steht eben noch in ihren Anfängen.

Von unserer freundschaftlichen Kritik eines einzelnen Punktes wenden wir uns zum Schluß zu der feindseligen Kritik, die der Kongreß in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ gefunden hat; Landgerichtsrat Kulemann hatte sie übrigens schon auf dem Kongreß vorausgesagt! Gewiß ist die „Verquickung von Religion und Politik“ eine drohende Gefahr, und jeder ehrliche Mahner soll hier willkommen sein; nur hat seit langem niemand so kräftig für reinliche Scheidung gewirkt wie einige führende Männer des Kongresses, z. B. Naumann, der auch auf dem Kongreß davon sprach. Daß man aber über die Frage unseres Volkslebens — die „Norddeutsche“ sagt „über politische Tagesfragen“ und meint die gesetzlichen und faktischen Rechte der Gewerkschaften — daß man darüber auch „aus allgemeinen sittlichen Grundsätzen urteile“, dies Recht, diese Pflicht können wir uns nicht nehmen lassen. Wir können auch die soziale Predigt des Christentums nicht so einfach gestalten, wie die „Norddeutsche“ es wünscht: „den Wohlhabenden die Pflicht der Wohltätigkeit, den Armen die Pflicht der Friedfertigkeit und Verträglichkeit“. Das heißt, wie in anderem Zusammenhang auf dem Kongreß gesagt wurde, das Evangelium als eine Apotheke betrachten, aus der man dem einen dies, dem andern jenes Pulver zuerteilt, während es doch eine für alle einheitliche Quelle ist. Die „Norddeutsche“ sagt ferner: „Das Christentum ist sicherlich bestimmt, das einigende und versöhnende Moment unter den verschiedenen Klassen und Ständen zu bilden; diese Rolle müßte es aber einbüßen, wenn man es, wie in Hannover — —, zum Parteigänger einseitiger Klassenbestrebungen machen will“. So wird der Kongreß selbst zu einer kirchlichen Einrichtung erklärt, die antisozial wirkt, weil er das Gefühl der Solidarität in der Kirche störe! Aber der Kongreß hat den Vorwurf nicht verdient, vielmehr hätte die evangelische Kirche ihre sozial einigende Rolle schon ganz und gar verloren, wenn nicht der Kongreß und seine Mitglieder seit Jahren verhindert hätten, daß das Christentum einseitig als Parteigänger konservativer Bestrebungen erschien.

Wundersleben bei Sömmerda. Wilh. Schubring.

Des Falles „Heyn“ Ende.

III.

2. Fossile Reste.

Wir müssen unserer Überraschung Ausdruck geben, daß sich hierarchische Sonderstellungen, wie die des Propstes von St. Petri, als **fossile Reste** aus römischer Zeit, noch bis in unsere Tage erhalten haben und daß eine protestantische Behörde, statt diese Reste, wo sie zum Bewußtsein kommen, schleunigst zu beseitigen bemüht ist, sie zu konservieren und zu verwenden. Wir können wohl unserm Freunde Heyn gratulieren, daß er selbständiger Pfarrer von St. Jacobi geblieben ist, und nicht Hülfsprediger des Propstes von St. Petri hat werden müssen. Ihm, wie vermutlich auch dem königlichen Superintendenten, der schon seit längerer Zeit an St. Petri amtiert, ist ihre Rang- und Dienststellung an St. Petri jetzt erst überraschend klar geworden.

Aber noch viel überraschender als das Bestehen dieses fossilen Propstrechtes, war uns seine Verwendung durch den Propst D. v. d. Goltz. Wir hätten nach dem Hinweis des Magistrats auf die bisher unbeanstandete Wirksamkeit H's., auf das Zeugnis seiner pommerschen Vorgesetzten, auf seine Tätigkeit im Gustav-Adolf-Verein, wir hätten nach der eingehenden Rechtfertigung seiner Predigtweise durch Heyn selbst, aus der der religiöse Trieb und die sittliche Richtschnur zu solcher Methode klar wurden, wir hätten nach dem bescheidenen Eingeständnis H's. begangener Fehler, welches zeigt, daß H. nicht schroff ablehnend der Belehrung durch Personen und Verhältnisse entgegensteht, wir hätten endlich nach der Eingabe der Gemeindekörperschaften von St. Jacobi, die die Bedenken des Propstes gegen den Segen der Predigtweise und der amtlichen Tätigkeit H's. zerstreuen mußten, zumal sie laut und offen geäußert, keinen offenen Widerspruch fanden — wir hätten geschworen, daß der besser unterrichtete Propst anders urteilen würde, als der, der nur den Predigtband H's. gekannt hat. Wir haben das hier offen ausgesprochen, wir haben den Propst gegen den albernen Vorwurf, daß ein hoher Kirchenbeamter seine Meinung nicht ändern dürfe, verteidigt! Wir sind durch den Erlaß aufs schwerste enttäuscht und zwar nicht als Kirchenpolitiker sondern einfach als Menschen und Christen. Wir haben es für unmöglich gehalten, daß der erwähnte Hinweis auf die bisherige Wirksamkeit H's. für seine zukünftige in Berlin für belanglos gerechnet würde, wir sind weder intellektuell noch sittlich in der Lage, die Logik folgenden Satzes zu begreifen:

> Und wenn Pastor Heyn mehrere besonders anstößige Stellen jetzt selbst bedauert und ihre Beseitigung bei einer späteren Auflage seiner Predigtsammlung in Aussicht stellt, so **ändert seine jetzige (1905) bessere Einsicht nichts an der Tatsache***), daß ihr Vortrag auf der Kanzel vor der Gemeinde (Anno 1900), ja ihre Verbreitung durch den Druck und somit ihre Herausgabe in die breite Öffentlichkeit (Anno 1901), ihm nicht anstößig erschienen ist.

So können alle Berufungen auf die Gemeinde und ihren Vorteil uns das böse Gefühl nicht nehmen, daß hier ein Kollege einen Kollegen mit Mitteln der Macht**) — und nicht des Taktes, geschweige der Liebe — vor aller Welt behandelt hat, ja, die öffentliche Verwendung des Vorwurfs der Taktlosigkeit läßt die Frage begreiflich erscheinen, die uns begegnet ist: Was würde geschehen, wenn Propst v. d. Goltz und Pfarrer Heyn beide Bonner Borussen wären?

3. Schlußbemerkungen.

Endlich sei noch einmal auf die unglaubliche Verschleppung der Angelegenheit durch vier Jahre hingewiesen. Da der Propst, das Königliche Konsistorium und der Evangelische Oberkirchenrat nach vier Jahren sich unbelehrbar erwiesen haben, sind sie es doch vor vier Jahren — oder rechnen wir ein Jahr auf den Rechtsstreit zwischen Propst und Magistrat — vor drei Jahren auch gewesen. Die so rührende Rücksicht auf die St. Petrigemeinde allein, vielleicht doch auch auf die St. Jacobigemeinde und die Nerven des Pfarrers Heyn hätten eine Beschleunigung begreiflich erscheinen lassen. Im Ernst: Wenn ein Oberförster abgeht, wird seine Stelle ein Vierteljahr vorher ausgeschrieben, Bäume und Tiere des Waldes können der Pflege nicht entbehren, aber eine Gemeinde — und die Liberalen von St. Petri waren seit Arndts Tode in dieser Lage — konnten vier Jahre ohne Seelsorger sein. Der so viel gelästerte liberale Magistrat hat mit peinlicher Pünktlichkeit gearbeitet, — die Schuld liegt allein an den kirchlichen Behörden. Das soll um der Gerechtigkeit willen ohne Freude an diesem Vorwurf festgestellt sein.

Die „Kreuzzeitung“ merkt's an, daß man auch in diesem Fall dem Bestreben des Brandenburgischen Konsistoriums, einen Ketzerprozeß zu inszenieren, nicht nachgegeben habe — und sich begnüge mit der Ablehnung H's. für St. Petri in Berlin, ohne das Pommersche Konsistorium zur Verfolgung aufzufordern. So erfreulich diese Tendenz der Oberbehörde ist, sie wird zu ihrer Durchführung Formen finden müssen, die die Kritik weniger herausfordern und ihr Ansehen weniger gefährden.

*) Sperrung und Zahlen von uns. D. Red.

**) Hätte den Propst nicht die Tatsache vorsichtig machen müssen, daß er sich bei der Wahl des nun in Erlaß mit Recht so hoch gerühmten D. Arndt in seinem Urteil täuschte, bei der er sich ebenfalls mit allen Mitteln und ähnlichen Gründen freilich vergeblich gegen dessen Berufung wehrte?

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Der Kirchenhistoriker Professor Franz Overbeck (1837 in Petersburg geb., 1864 in Jena Privatdozent, 1870 außerordentlicher, 1871 ordentlicher Professor in Basel, las bis 1897) ist gestorben, — vgl. die Besprechung seiner Schrift: ber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie, durch Fittbogen in Nr. 24 und 25. — Superintendent Nelle in Hamm ist von der theologischen Fakultät in Breslau zum D. theol. hon. c. ernannt worden.

Protestantisches.

Ein **Fall Jatho** scheint nach einer neuesten Notiz des „Reichsboten" wirklich im Gange zu sein. Nachdem der rührige Ketzermeister und Herausgeber der „Reformation" (?) Bunke schon während des Falles Fischer seine, der Gläubigen und der Behörden liebevolle Teilnahme auf den bedeutenden und beliebten Pfarrer Jatho in Köln gelenkt hat, kann der „Reichsbote", der die kirchlichen Behörden des Rheinlandes mit jenen bekannten Bemerkungen: Wir sind gespannt, was usw. . . . ., gestachelt hatte, nun berichten, daß der Generalsuperintendent von Rheinland bereits mit der Angelegenheit befaßt sei!

Berlin. Für die Diakonatsstelle an St. Petri sind nunmehr zu Probepredigten berufen: die Berliner Prediger Lic. Augar (Thomaskirche), Habicht (Paulskirche), Dr. Hachmeister (Trinitatiskirche-Charlottenburg) und Oberpfarrer Daab aus Alsleben in Sachsen. — Für die Marienkirche ist Pastor Dorow vom städtischen Armenhaus zum Diakonus gewählt worden. — Die Luthergemeinde hat den Tag ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens durch einen Festgottesdienst gefeiert und ihren Gliedern zu diesem Tage ein Gemeindebuch überreicht.

Hannover. Die Wahl des Professor D. Bousset-Göttingen in die hannoversche Landessynode hat im orthodoxen Lager eine geradezu nervöse Unruhe hervorgerufen. In einem „Offenen Briefe" an Professor Bousset, „ihn zu befragen, ob er in die Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche Hannovers wirklich einzutreten gedenkt", sucht ein Pastor Boës-Esbeck zu zeigen, daß dem Eintritt Boussets in die Synode ein kirchenrechtliches Hindernis entgegenstehe, da er nach seiner theologischen Stellung nicht imstande sei, das nach der Synodalordnung von jedem Synodalen geforderte Gelöbnis abzulegen, um daraufhin Bousset aufzufordern, in Erkenntnis seiner eigenen Unwürdigkeit, lieber auf das Mandat zu verzichten. Man war anfangs geneigt, diesen Brief — ein stilistisch wie inhaltlich gleich seltsames Machwerk — als einen schlechten Scherz aufzufassen. Aber tatsächlich scheint man auf orthodoxer Seite den von Pastor Boës ausgeklügelten Gedanken ernsthaft verfolgen und mit Professor Bousset bei seinem Eintritt in die Synode ein kleines Glaubensexamen abhalten zu wollen. Schreibt doch ein „früheres langjähriges Mitglied der hannoverschen Landessynode" im „Reichsboten" vom 18. Juni: „Die hannoversche Landessynode wird an der Frage nicht vorübergehen können, ob sie sich an dem Gelübde eines Synodalen genügen lassen will, von dem sie weiß, daß er es, um es leisten zu können, seines wesentlichen Inhaltes entkleiden muß". Das erwähnte Gelöbnis lautet: „Ich gelobe vor Gott (nach Pastor Boës kann Bousset so nicht sprechen, da hier der Gott des Trinitätsdogmas, der Zweinaturenlehre usw. gemeint sei!!), daß ich als Mitglied der Synode gehorsam dem göttlichen Worte, in Treue gegen den Glauben der evangelisch-lutherischen Kirche die Ehre Gottes und das Heil der Seelen unverrückt im Auge behalten und danach trachten will, daß die Kirche in Einigkeit des Glaubens und in Gemeinschaft der Liebe wachse zu ihrer selbst Besserung an dem, der das Haupt ist, Christus". Daß rein religiös verstanden — und anders kann es nicht gemeint sein, da es von jedem schlichten weltlichen Synodalen gefordert wird — dies Gelöbnis ein moderner Theologe ohne jede Gewissensskrupel wird leisten können, liegt auf der Hand. Verfänglich erscheint es erst, wenn man es so gewaltsam theologisch-dogmatisch interpretiert, wie Pastor Boës es versucht.

Mecklenburg. Pastor Schmaltz in Ludwigslust, der am 26. Oktober 1904 vom Konsistorium zur Amtsentsetzung verurteilt war, weil er über die Lehren von der jungfräulichen Geburt und der leiblichen Auferstehung noch im Unklaren, in seinen Predigten diese Lehren beiseite gelassen hatte, ist am 16. Juni d. J. vom Oberkirchengericht freigesprochen worden. Wir warten mit der „Kreuzzeitung", die über diese Entscheidung entsetzt ist, die Veröffentlichung der Urteilsbegründung ab, ehe wir uns zu diesem Spruch äußern.

Rheinland-Westfalen. Die „Cgl. Rdsch." teilt mit: Die Kreissynode Kleve beschäftigte sich in diesen Tagen auch mit dem Erlaß des Kultusministers Studt, der Zuwendungen der Kirchenkassen für die evangelischen Gemeinden in Österreich verbietet. Die Synode erhob Einspruch gegen diesen Versuch, auf Wunsch der Ultramontanen die gesetzlich gewährleisteten Rechte der evangelischen Gemeinden zu schmälern, und stellte an die Rheinische Provinzialsynode den Antrag, dafür zu sorgen, daß diese Rechte, nötigenfalls auf dem Wege der Gesetzgebung, klar und deutlich gesichert werden.

Schlesien. Nach einer Notiz der „Vossischen Zeitung" ist Oberkonsistorialrat Dr. Dibelius-Dresden als Generalsuperintendent nach Breslau berufen. Man scheint also endlich mit der Teilung der großen schlesischen Kirchenprovinz vorwärts zu kommen.

Westfalen. Der Prozeß gegen den Divisionspfarrer Bachstein wegen Beschimpfung der katholischen Kirche endete auch vor dem Oberkriegsgericht mit B's. Freisprechung, mit der Begründung, daß B. das Rechtsbewußtsein der Öffentlichkeit gefehlt habe und damit ein wesentliches Tatbestandsmerkmal des § 166 nicht gegeben sei. B. konnte aus Äußerungen seines Vortrages nachweisen, daß er der Meinung gewesen sei, in einer geschlossenen Versammlung des evangelischen Bundes zu sprechen. Auf die Frage, ob er sich objektiv oder subjektiv eine Beschimpfung habe zu Schulden kommen lassen, ist der Gerichtshof nicht eingegangen. Wesentlich neue Momente förderte die Verhandlung nicht zutage. Die Verhandlungen der 1. Instanz sind inzwischen bei Bruns-Minden im Druck erschienen. 72 Seiten. Preis 40 Pfg.

Römisches.

Expedit. Papst Pius X. hat zu Pfingsten den 285 Bischöfen und Bischöflein von Italien die längst zu erwartende Enzyklika über die „katholische Aktion" in Italien zugehen lassen, deren Wesen wir in unserem Aufsatz „Expedit" (Nr. 13) ohne Fehlgriff vorweg kennzeichnen konnten. Nach dem ermutigenden Beispiel des „reichsdeutschen Volksvereins" sollen unter der Aufsicht der Bischöfe alle katholischen Kräfte zur Bildung eines italienischen Zentrums gegenüber den liberalen und sozialistischen Parteien gesammelt werden. Ganz so siegesgewiß, wie für Deutschland, fühlt Sarto sich in Italien zwar nicht; denn er weiß zu gut, wie tief die Kluft zwischen der frei denkenden Volksmasse und dem verlotterten Klerus geworden ist. Er kennt auch die partikularistischen Tendenzen eines freiheitsdurstigen Temperamentes und mahnt wohl ein Dutzend mal, daß sich die Führer der geplanten Aktion allen Sonderbedürfnissen anpassen, wie er sich selber dem Herzenswunsch der Regierung anpaßt und das Autoritätsbewußtsein zu stärken verspricht. Der proletarischen Masse aber verspricht er Brot und Kultur mit dem naiv-dreisten Hinweis, daß die katholische Kirche die erste Gründerin und Förderin aller Kultur wäre und bleiben würde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Sarto sich die Rezepte unserer Zentrumsleute wohl gemerkt, mit väterlichem Wohlwollen allen alles verspricht, um nun mit jugendlichem Eifer der Kirche das alte Ansehen wieder zu geben. Die italienischen Bischöfe werden sich das zu Herzen nehmen und nun ihr Möglichstes tun, um Zentrumswahlen zu machen. Expedit.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

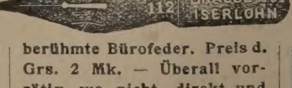
Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
(Fr. Michael Schiele).
Neu erschienene Hefte:
Die Religionen der Erde von Professor Söderblom.
Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung von Lizentiat Hackmann.
Die Schöpfung in Dichtung und Wissenschaft von Professor Wendland.
Welches ist die beste Religion? von Lizentiat Niebergall.
Die Wunder im Neuen Testament von Lizentiat Traub.
Jedes Heft 40 ₰ (Porto 10 ₰).
Es ist eine Tat der Wissenschaft, dass sie dem Volke endlich einmal den freien Zugang zu dem mit Dornen und Hecken bewachsenen Lande der Bibel ermöglicht hat — so schreibt die „Münchener Allgemeine" (Wissenschaftliche Beilage) über die Religionsgeschichtlichen Volksbücher.
Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag m. b. H. Halle a./S.

Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

„Das Positive in D. Fischers Vortrag,
ein Wort für Fischer von einem Gegner Fischers"
ist eine kleine Schrift betitelt, die von Pastor La Roche in Golzow verfaßt ist und soeben bei Georg Nauck in Berlin SW. 12 erschienen ist (Preis 50 Pfg.). Wie uns dazu aus theologischen Kreisen geschrieben wird, ist die Schrift geeignet, eine Annäherung der verschiedenen Parteien innerhalb der evangelischen Theologie anzubahnen und dazu zu helfen, daß der Fall Fischer endlich in das ersehnte Stadium tritt, wo man sich auf Grund sachlicher Erwägungen verständigt.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,


berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.